EWIG LEBEN?

Eine Ausstellung über das Leben, den Tod
und den Umgang mit der Gefahr

von Ursula Kampmann

Titelbild: Schon immer träumte der Mensch davon, das Altern zu überwinden. In diesem Ausschnitt eines Gemäldes von Lucas Cranach d. Ä. sehen wir den sagenhaften Jungbrunnen, der diesen Wunsch erfüllt: Greise Frauen steigen ins Wasser und kommen als junge Schönheiten wieder heraus.

EWIG LEBEN?

Frauen, die im Jahr 2018 in der Schweiz geboren wurden, können mit einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 85,4 Jahren rechnen. Das entspricht rund 31.000 Tagen bzw. fast einer dreiviertel Million Stunden. Wie beeindruckend. In 85,4 Jahren kann man viel machen: Zur Schule oder gar zur Universität gehen, eine Familie gründen, seine Karriere vorantreiben, sich seinen Hobbies hingeben. Und doch. Irgendwann ist Schluss. Dass Menschen sterben, hat sich trotz aller Fortschritte im Bereich der Medizin bis heute nicht geändert.

Wie aber gehen wir damit um? Welche Rolle spielt der Tod in unserem Leben? Verdrängen wir ihn? Versuchen wir, ihn mit allen möglichen Mitteln hinauszuzögern? Ist das Leben an sich wertvoll oder nur das lebenswerte Leben? Was brauchen wir, um im Sterben einen Sinn zu sehen? Wofür riskieren wir unser Leben? Und wie weit sind wir bereit, uns einzuschränken, um länger leben zu dürfen? Wie weit sind wir bereit, auf Komfort zu verzichten, damit andere überleben können? Und ist es gerechtfertigt, eine ganze Welt in den wirtschaftlichen Ruin zu treiben, um einige Zehntausend Menschenleben zu retten?

Nein, diese Ausstellung wird keine dieser Fragen beantworten. Aber sie beschäftigt sich damit, wie sich die Fragen und die Antworten rund um den Tod und die Hoffnung auf ein ewiges Leben verändert haben.

Folgen Sie uns anhand von Büchern aus der Bibliothek des MoneyMuseums auf unserem Weg durch die Jahrhunderte. Wir beginnen mit einer unbekannten Seuche…

STATION 1 WIR SIND MITTEN IM LEBEN

Die Tatsache, dass eine durchschnittliche Frau über 85 Jahre alt wird, ist historisch neu. Nicht, dass es nicht schon früher hochbetagte Menschen gegeben hätte. Doch während wir heute in der westlichen Welt bei der Geburt eines Kindes davon ausgehen dürfen, dass viele Jahrzehnte eines erfüllten Lebens vor ihm liegen, war früher die Wahrscheinlich zu sterben in allen Lebensaltern gleich hoch. Mit anderen Worten: Babys starben, Kleinkinder starben, Jugendliche starben, Mütter und Väter starben, uralte Greise starben, es gab keine Gruppe, die beim Sterben besonders bevorzugt wurde.

Dazu kamen die regelmäßig wiederkehrenden Epidemien wie Pest, Cholera oder Pocken, die große Teile der Bevölkerung hinrafften. Was das mit den Menschen machte, werden wir einen Zeitgenossen fragen, den Florentiner Giovanni Boccaccio, der mit seinem Decamerone das bekannteste literarische Zeugnis des großen Pestjahres von 1348 verfasste.

Das zweite Objekt in dieser Station ist der Totentanz von Rudolf und Conrad Meyer. Er gibt uns einen Einblick, wie alltäglich und gewohnt der Anblick des Todes für die Menschen der frühen Neuzeit war.

DER WELTUNTERGANG UND WIE MAN IHM ENTKOMMT

Wir schreiben das Jahr 1347. Ein genuesisches Schiff segelt vom Schwarzen Meer nach Europa. An Bord hat es nicht nur Weizen, sondern auch Ratten, Träger des Bakteriums Yersinia pestis, das vom Tier auf den Menschen überspringen kann.

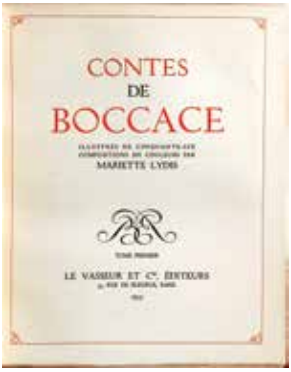
Das Schiff landet in Messina, wo sich die Ratten in den Laderäumen anderer Schiffe verbergen, mit ihnen reisen und so - von den Hafenstädten aus - ganz Europa infizieren.

Wir wissen nicht, wie viele Menschen im großen Pestjahr von 1348/9 starben. Historiker schätzen, dass rund ein Drittel der Bevölkerung ums Leben kam. Doch die Zahl ist nicht das Entscheidende.

Wer die große Pest erlebte, sah seine Weltordnung zerbrechen. Es gab keine Sicherheit mehr. Kein Priester garantierte dem Sterbenden mit seinem Gebet den Übergang ins ewige Leben.

Die Menschen reagierten unterschiedlich: Die einen zitterten vor dem, was da kommen sollte, verbargen sich in ihren Häusern und verschenkten ihren Besitz, um so doch ins ewige Reich Gottes zu kommen. Die anderen feierten das Leben und genossen jeden Tag, als wäre es ihr letzter.

Zum Chronisten all derer, die an das Leben glaubten, wurde Giovanni Boccaccio. Er setzte in seinem Decamerone das pralle Leben gegen die Schrecken der Pest.



Contes de Boccace. Illustrés de Cinquante-Six Compositions en Couleur par Mariette Lydis.

Herausgegeben 1935 von Le Vasseur et Companie, Paris.

Triumph des Todes. Gemälde von Pieter Breughel aus dem Jahr 1562, Ausschnitt. Foto: KW.

Giovanni Boccaccio (1313-1375) lebte in der Stadt Florenz, damals eines der wichtigsten Wirtschaftszentren Europas. Er war das, was wir einen gehobenen Beamten nennen würden. Er beschäftigte sich daneben intensiv mit der antiken Literatur und schrieb eigene Geschichten. Als enger Freund Petrarcas zählte er zur intellektuellen Elite Italiens.

Boccaccio war ein Zeitzeuge des großen Pestjahrs von 1348/9. Es inspirierte ihn zu seinem Meisterwerk, dem Decamerone. Es handelt sich dabei um eine Novellensammlung von 100 Geschichten, die gerne - im Gegensatz zu Dantes „Göttlicher Komödie“ - als die „Menschliche Komödie“ bezeichnet wird.

Einen Berufsstand gibt es, der bei Boccaccio eher schlecht weg kommt, die Geistlichen, vor allem die Angehörigen der Bettelorden. Dies liegt daran, dass deren intensive Bemühungen, die städtische Bevölkerung zu einem christlichen Leben zu erziehen, noch relativ neu waren. Die angsteinflößenden Predigten der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, mit denen sie ihren Zuhörern die Schrecken der Hölle plastisch vor Augen führten, wurden von Intellektuellen wie Boccaccio nicht goutiert.

Die Erzählungen des Decamerone bilden das gesamte gesellschaftliche Spektrum des 14. Jahrhunderts ab: Adlige und Bürger, Bauern und Tagelöhne, Ordensgeistliche und Amtsträger, Christen und Juden, Männer und Frauen, sie alle werden zu Protagonisten in Boccaccios Geschichten. Der Autor charakterisiert seine Helden mit viel Liebe und Verständnis, ohne jedes Vorurteil: Moral, Intelligenz und Witz findet er bei Angehörigen aller Schichten und Geschlechter.

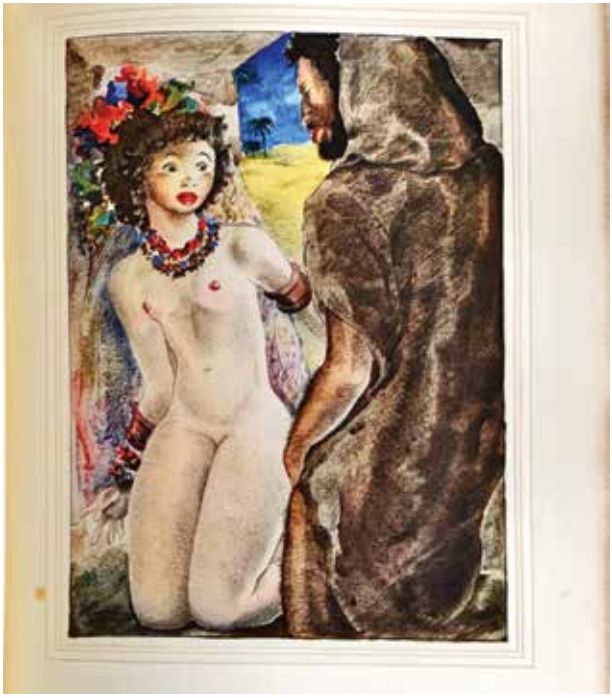
Während die Werke der meisten Humanisten heute kaum noch gelesen werden, gehört das Decamerone zum Allgemeingut. Unzählige Künstler ließen sich davon inspirieren. Zu ihnen gehörten berühmte Autoren wie Shakespeare und Swift, Molière und Balzac, Cervantes und Goethe, Komponisten wie Vivaldi, Maler wie Rossetti und Regisseure wie Pasolini, ja sogar der Reformator Luther illustrierte seine Anliegen mit Boccaccio.

Boccaccios Ringparabel wurde durch Lessings Nathan der Weise zur berühmtesten Episode des Decamerone: Ein Vater besaß einen Ring mit der wunderbaren Macht, seinen Träger zu einem guten Menschen zu machen, dessen Ruhm die ganze Welt verkündete. Er hatte drei Söhne, die er alle gleich liebte. Weil er sich nicht entscheiden konnte, wem er den Ring vererben sollte, ließ er zwei Duplikate anfertigen und übergab auf dem Sterbebett jedem Sohn einen mit der Aufforderung, durch die eigenen Handlungen zu beweisen, dass man den wundertätigen Ring erhalten habe.

Wer heute das Decamerone lesen will, kann zwischen vielen Sprachen und zahllosen Ausgaben wählen. Das hat einen guten Grund: Zu Zeiten Boccaccios war der Umgang mit Sexualität, Kirchen- und Obrigkeitskritik viel lockerer als in späteren Jahrhunderten. So wurde Boccaccio zu einem Lieblingsautor all derer, die für sexuelle Freiheit eintraten und an der Kirche Kritik übten. Unsere Ausgabe ist ein gutes Beispiel. Sie stammt aus dem Jahr 1935 und wurde in drei Bänden vom Pariser Verlag Le Vasseur herausgegeben. Als Illustratorin gewann man die österreichische Künstlerin Mariette Lydis, die für ihre frivolen Zeichnungen berühmt war.

Mariette Lydis, Foto von 1936

Die Künstlerin lebte in den Goldenen Zwanzigern ein Leben, das in der Form wenige Jahrzehnte vorher noch nicht möglich gewesen wäre. Sie trat vom jüdischen zum christlichen Glauben über, heiratete und ließ sich scheiden, heiratete, begann eine Affäre und ließ sich scheiden. 1926 zog sie nach Paris, wo sie zum dritten Mal heiratete. 1939 floh sie mit ihrer Geliebten nach Buenos Aires, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte.



Viele bedeutende Museen besitzen Werke von Mariette Lydis. Sie sehen in ihr eine Protagonistin der „neuen Frau“. Die Künstlerin lebte offen ihre Bisexualität und fand eine fast aggressive Form der Darstellung des weiblichen Körpers.

KünstlerInnen wie Mariette Lydis trugen dazu bei, dass wir das Decamerone heute in erster Linie mit schlüpfrigen Geschichten verbinden. Doch dies überstrapaziert einen einzigen Aspekt der menschlichen Komödie, den Boccaccio selbst nicht in diesem Maße betont hat. Für ihn war das, was sich zwischen Männern und Frauen abspielt, ein Teil des Alltags, der in der Enge der Häuser des 14. Jahrhunderts wesentlich öffentlicher war, als wir uns das heute vorzustellen wagen.

TOTENTANZ

Salomon Wolf (Verse), Rudolf und Conrad Meyer (Kupferstiche), Sterbensspiegel, das ist sonnenklare Vorstellung menschlicher Nichtigkeit durch alle Ständ und Geschlechter.

Erstmals gedruckt in Zürich 1650, neu herausgegeben in Hamburg und Leipzig 1759.

Auch wenn gerade keine Pest grassierte, war das Leben in der Frühen Neuzeit unsicher. Zum wichtigsten Ausdruck dieses Lebensgefühls wurde der Totentanz. Damit bezeichnen Kunsthistoriker die wechselweise Darstellung eines Leichnams mit einem Lebenden.

Die ersten Totentänze entstanden um 1400, also etwa gleichzeitig mit dem, was wir heute „ars moriendi" nennen. Darunter verstand man die Technik, sich schon während des Lebens auf einen guten Tod vorzubereiten: durch ein Gott gefälliges Leben auf Erden erarbeitete sich der Gläubige einen sicheren Platz im Jenseits.

Der Totentanz wurde zu einem beliebten Thema. Unser Beispiel stammt aus Zürich. Die Brüder Rudolf und Conrad Meyer schufen ihn während der letzten Jahre des 30jährigen Kriegs. Dass das Thema noch viele Jahre aktuell blieb, zeigt die Tatsache, dass uns hier nicht die erste Ausgabe von 1650 vorliegt, sondern eine, die mehr als ein Jahrhundert später gedruckt wurde.

Ursprünglich schmückten Totentänze die Friedhofsmauern. Um uns das vorzustellen, müssen wir vergessen, was wir heute über einen Friedhof zu wissen glauben: Ein Friedhof war damals ein von Mauern umgebener Bereich, der direkt neben einer Kirche lag. Wer das Geld für eine Grabstätte besaß, wurde entweder in der Kirche oder unter den Arkaden der Friedhofsmauer beigesetzt. Alle anderen wanderten in ein Massengrab in der Mitte. War es voll, wurde das nächste gegraben. Knochen und Schädel, die dabei zum Vorschein kamen, fanden ihren Platz im Beinhaus.
Sie finden das unheimlich? Früher war es das nicht. Der Friedhof war ein Platz des öffentlichen Lebens, wo Handel getrieben, Unterhaltungen geführt, Spaziergänge gemacht wurden. Während Beerdigungen stattfanden, tobte gleichzeitig - nur wenige Meter davon entfernt - das städtische Leben. Der Totentanz war also ein echtes Memento mori, das jeden Menschen daran erinnerte, dass der Tod jederzeit eintreten und ihm damit die Möglichkeit rauben könne, Vorkehrungen für das ewige Leben zu treffen.

Auch Zürich besaß einen eingefriedeten Friedhof mit Beinhaus. Das steht in unserem Totentanz für die Vanitas, die Vergänglichkeit allen irdischen Lebens. Deshalb tritt der Tod auf all die Kostbarkeiten, mit denen sich Menschen die Zeit vertreiben. Geld, sogar die Insignien des Herrschers sind lieblos auf den Boden geworfen. Der Tod triumphiert mit Sichel und Stundenglas. Sie sind Symbol dafür, dass er seine Ernte einbringt, wenn die Zeit abgelaufen ist.
Betrachten Sie das Beinhaus. Unten ist der Sündenfall dargestellt, mit dem der Tod in die irdische Welt kam. Oben thront Christus: Das Jüngste Gericht ist für den Gläubigen die Pforte, die zum ewigen Leben führt.

Der Totentanz spiegelt nicht nur das Verhältnis der Zürcher zum Tode, sondern gibt einen Einblick in ihr Leben. Dieses Bild zeigt den Zürcher Beamten, der den Unterhalt für Witwen und Weisen auszahlte. Der luxuriöse Raum, seine prachtvolle Kleidung, die gefüllten Geldbeutel und Truhen, die Armen in ihren zerrissenen Kleidern, all das zeigt, wie schlecht der Mann sein Amt verwaltet. Doch auch er muss sich dem jüngsten Gericht stellen. Der Tod erschlägt ihn mit seiner Bestallungsurkunde.

Hier wehrt sich ein reicher Kaufmann gegen den Tod. Er gehört zu den Händlern, die am Limmatufer feilschen. Wir sehen die Segel der Schiffe, die Karren und den Lastenkran. Doch trotz all seines Geldes - der Geldbeutel liegt nutzlos auf der Kiste - wird der widerstrebende Kaufmann dem Tod folgen müssen.

Wie anders ist das Verhältnis des alten Hausierers zum Tod. Der erscheint ihm als liebevoller Weggenosse, der ihn von seiner schweren Kraxe befreit.

Und natürlich war in all dem auch Propaganda enthalten. Schließlich lebten die Künstler im reformierten Zürich, das an seiner Grenze einen brutalen Religionskrieg miterlebt hatte. Sie bezogen Position mit ihrem Totentanz:

Während der (katholische) Abt als Pracht und Reichtum anbetender Fettsack dargestellt ist, holt der Tod den bescheidenen (reformierten) Pfarrherrn geradezu zärtlich heim.

STATION 2 DAS LEBEN IST EWIG

Wer sich bewusst ist, dass sein Leben von heute auf morgen vorbei sein kann, lebt intensiver und setzt andere Prioritäten. Für die Menschen der Frühen Neuzeit war diese Priorität das ewige, das himmlische Leben, das für sie keine Möglichkeit, sondern eine Realität darstellte. Das Individuum entschied durch seine Lebensführung, ob es irgendwann in den Himmel aufsteigen oder in der Hölle brennen würde. Das Fegfeuer, eine Art Reinigungsstation für nicht ganz so perfekte Seelen, diente dazu, all denen eine Chance zu geben, die nicht wirklich gut, aber auch nicht wirklich schlecht gewesen waren.

Wir zeigen Ihnen in der 2. Station, wie real der Himmel für die Menschen der Frühen Neuzeit war. Dazu nutzen wir ein Buch von Barthélemy de Chasseneuz. Es illustriert, dass die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits nicht existierte. Wer heiligmäßig lebte, stieg in den Himmel auf. Ohne Diskussion.

Die Konsequenz daraus sehen wir in dem „Heiligenleben“ von Valentin Leucht. Er sammelte Biographien von Menschen, deren Lebensführung Vorbildcharakter hatten, auch wenn sie uns heute schrecklich und lebensfeindliche erscheinen. Ihnen nachzustreben, galt als der optimale Weg, sich das ewige Leben zu sichern. Wie es einem dabei im Diesseits ging, spielte keine Rolle.

Jakobspilger auf der Rast: Die Erscheinung seiner Pilger färbte auf die Ikonographie des hl. Apostels Jakobus ab. Seine Statuen zeigen ihn in der Kleidung der zu ihm strömenden Pilger. Foto: KW

DAS LEBEN NACH DEM TODE: EINE SELBSTVERSTÄNDLICHKEIT

Barthélemy de Chasseneuz, Catalogus Gloriae Mundi

Gedruckt bei dem Frankfurter Drucker und Verleger Sigmund Feyerabend im Jahre 1579.

Barthélemy de Chasseneuz (1480-1541), der Autor dieses Buches, war alles andere als ein kirchengläubiger Theologe. Er war ein hervorragender Jurist, der an den damals besten Universitäten studiert hatte. Nach einigen Jahren im Dienst des Herzogs von Mailand und des Papstes kehrte er 1506 nach Frankreich zurück.

Chasseneuz, dem die BBC 1993 einen Film widmete, gilt heute als einer der aufgeklärtesten Juristen seiner Zeit. Er verfasste eine Abhandlung zur Beendigung der damals weit verbreiteten Prozesse gegen Tiere. Und er verteidigte - obwohl selbst ein gläubiger Katholik - die Waldenser gegen die Anklage der Ketzerei. Sein Buch steht also über jedem Verdacht, lediglich eine Spiegelung kirchlicher Propaganda zu sein.

Im Gegenteil: Chasseneuz fasst in ihm zusammen, was ein aufgeklärter Katholik damals für selbstverständlich hielt.

Chasseneuz schrieb mit seinem Catalogus Gloriae Mundi (= Katalog des weltlichen Ruhms) ein mehr als 1000 Seiten umfassendes Standardwerk der Diplomatie, das immer wieder neu aufgelegt wurde. Dafür sichtete er alle ihm zugänglichen theologischen, philosophischen und juristischen Quellen.
Die Erstauflage erschien im Jahr 1529. Unser Exemplar wurde genau 50 Jahre später gedruckt. Der geschäftstüchtige Frankfurter Verleger hatte einen der besten Illustratoren seiner Zeit, dem Zürcher Jost Amman, beauftragt, Kupferstiche zu liefern, um so den Absatz anzukurbeln.

Was Chasseneuz hinsichtlich Privilegien und Rangordnungen in lateinischer Sprache formulierte, fasste Jost Amman im Bild zusammen: Dieser Kupferstich zeigt die Fürsten mit ihren Privilegien. Im Vordergrund sehen wir die weltlichen Fürsten mit ihrem Degen. Hund und Falke weisen darauf hin, dass ihnen das Privileg der hohen Jagd zustand. Im Hintergrund erscheinen die kirchlichen, links von ihnen die ausländischen Fürsten.

Für unsere Thematik ist diese Illustration wichtig. Darauf ist die himmlische Ordnung festgehalten, also wer welchen Platz im Himmel einnehmen wird. Ein Unterschied oder eine Grenze zwischen lebenden und toten Menschen ist an keiner Stelle erkennbar.

Ganz oben thront die heilige Dreifaltigkeit. Gottvater und Gottsohn sitzen auf dem Regenbogen wie wir es von Darstellungen des Jüngsten Gerichts kennen. Zwischen ihnen kniet Maria. Sie verbindet als Mensch und Muttergottes die Menschheit mit dem Göttlichen.

Zu ihrer Rechten, der diplomatisch höhergestellten Seite:
Stufe 1: die Helden des Alten Testaments
(Johannes der Täufer deutlich am Lamm zu erkennen)
Stufe 2: die Apostel
(Petrus mit dem überdimensionalen Schlüssel, Jakobus mit dem Pilgerhut)
Stufe 3: die Heiligen
(zuvorderst der erste Märtyrer Stephanus mit dem Stein; dahinter Laurentius mit dem Rost und die heilige Barbara mit dem Turm)

Zu ihrer Linken, der diplomatisch niedrigeren Seite:
Stufe 1: Päpste und Kaiser
(selbstverständlich die Kaiser hinter den Päpsten)
Stufe 2: Kardinäle und Könige
Stufe 3: Bischöfe und Kurfürsten

Ganz unten finden wir die „gewöhnlichen" Menschen, unter denen es ebenfalls Rangunterschiede gibt: Den höchsten Rang bekleiden die Jungfrauen, ganz unten finden wir Kinder und Babys. Die Hintansetzung der Kleinsten machte sich übrigens auch nach dem Tode bemerkbar: Selbst die wohlhabendsten Familien bestatteten ihre verstorbenen Kleinkinder im kostengünstigen Massengrab.

Barockkirche „Santa Maria de Victoria“ in Ingolstadt. Foto: KW.chlechter.

Wer die selbstverständliche Verschmelzung von Himmel und Erde erleben will, sollte eine katholische Barockkirche besuchen: Sie versammelt im Schiff die irdische, im Deckengemälde die himmlische Gemeinde. Menschen und Heilige verehren gemeinsam die Dreifaltigkeit, zumeist in Verbindung mit Maria. Ihr kommt häufig die Funktion eines Verbindungsglieds zwischen Menschheit und Dreifaltigkeit zu.

Marientod. Dom zu Überlingen.
Foto: KW.

In diesem Zusammenhang gehören die vielen Darstellungen von Maria auf dem Sterbebett. Diese Szene wurde zum Inbegriff des „guten" Todes, der einen direkt vom irdischen ins ewige Leben befördert: Der Sterbende liegt gelassen auf dem Totenbett, eine brennende Kerze in der Hand; um ihn herum haben sich Familie, Freunde und Fremde - ja auch sie waren zum Totenbett zugelassen - versammelt und lauschen der frommen Lesung aus der heiligen Schrift.

Wie uns das Happy End eines Liebesfilms suggeriert, dass ein sorgloses Leben folgt, wenn Held und Heldin sich gefunden haben, so betrachtete der Gläubige den Tod Mariens in der Gewissheit, dass auf sein irdisches ein himmlisches Leben folgen wird.

LEBEN UND STERBEN IN GEWISSHEIT

VITÆ
SANCTORVM
Das ist
Leben der Fürnembsten

Franciscus Haraeus, Vitae Sanctorum Das ist, Leben der fürnembsten Heiligen Gottes: Auff die zwölff Monat deß gantzen Jahrs ordentlich gerichtet: Auß den aller bewehrtesten Authorn und Kirchenlehreen, sonderlich aber Herren Surio.

Publiziert von Johannes Gymnich 1593 in Köln; deutsche Übersetzung von Valentin Leucht; das lateinische Original stammt von Franciscus Haraeus (+1632) und verarbeitet das Werk des Laurentius Surius (+1578).

Wer weiß, dass sein irdisches Leben nur eine zeitlich begrenzte Angelegenheit ist, die in ein ewiges Leben mündet, kann dieses irdische Leben bedenkenlos in den Dienst einer „großen“ Sache stellen, wobei es natürlich eine Frage sich wandelnder Geisteshaltungen ist, was unter „groß“ verstanden wird.

Die katholische Kirche sammelte die Biographien von Menschen, die dies getan hatten, um anderen ein Vorbild zu geben. Das Martyrium als ultimative Form des Lebensverzichts stand dabei nur für eine von vielen Möglichkeiten, das eigene Leben in den Dienst Gottes zu stellen.

Weder Martyrium noch der Verzicht auf ein bürgerliches Leben blieb Theorie. Viele nahmen in der Vergangenheit Folter und Tod auf sich, um ihre eigene Auffassung vom richtigen Weg ins Paradies leben zu können. Und dabei kann nicht nur die katholische Kirche auf ihre Märtyrer verweisen. Sie finden sich in allen Religionen. Uns besonders nahe sind die Menschen, die von der Amtskirche als Häretiker abgetan wurden, so zum Beispiel die Katharer, die Waldenser oder die Täufer.

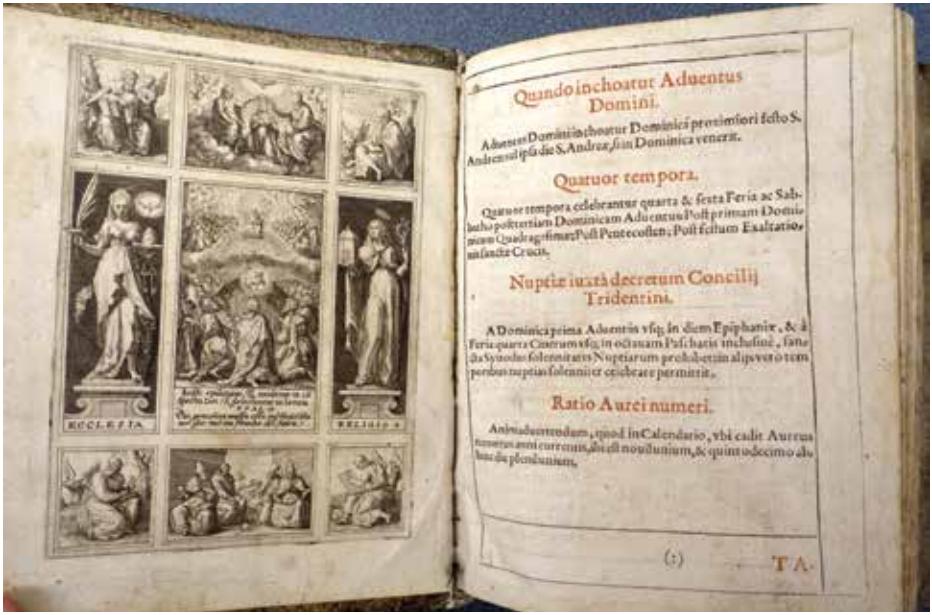
Schon damals besaßen die meisten Menschen nicht die Glaubensstärke, auf die Annehmlichkeiten des irdischen Lebens zu verzichten. Ihnen dienten die Heiligen als Patrone, die durch ihre bevorzugte Position unter den himmlischen Heerscharen Gott so nahe waren, dass sie ihm die Bitten ihrer Schutzbefohlenen übermitteln konnten.

Besonders gerne wählte ein Betender einen Heiligen, von dem er annehmen konnte, dass er die harten Realitäten des irdischen Lebens aus eigener Anschauung kannte.

Gläubige bevorzugten Heilige, die wie sie selbst ihren Lebensunterhalt als Zimmermann, Dienstmagd, Schmied oder Soldat verdient hatten. Statuen, die solche Heiligen in der Tracht und bei der Ausübung ihres Berufs darstellten, unterstützten die Identifikation.

Die katholische Kirche förderte die Heiligenverehrung. Mit farbenprächtigen Wallfahrten und aufwändig inszenierten Festen war sie ein populäres Element des katholischen Glaubens, mit dem man gerade die nicht-intellektuell veranlagte Masse begeistern konnte.

Martyrium des hl. Vincent. Kathedrale in Burgos. Foto: KW.



Was sich die Menschen vom Paradies erhofften, schildert sehr konkret ein Vers aus Psalm 67. Wir übersetzen ihn in modernes Deutsch:

„Die Gerechten dürfen essen und im Angesicht Gottes glücklich sein und sich in Glückseligkeit freuen.“ Für die Zeitgenossen dieser Veröffentlichung muss gerade das „essen“ paradiesisch geklungen haben: Ende des 16. Jahrhunderts verursachte der Höhepunkt der kleinen Eiszeit zahlreiche Missernten und Hungersnöte.

Die zentrale Darstellung illustriert, wie wir uns den himmlischen Hofstaat vorstellen können.

Er ist - wie es auch die irdischen Hofhaltungen waren - strikt hierarchisch gegliedert. Dabei nehmen die heiligen Jungfrauen und die Kleriker einen Ehrenplatz ein, genauso wie die Märtyrer, die an ihren Palmen erkennbar sind.

Die meisten Gläubigen stellten sich das himmlische Reich in Analogie zum irdischen als eine hierarchisch gegliederte Hofgesellschaft vor, bei der es von der Rangordnung abhing, ob ein Bittsteller vorgelassen und seine Bitte erfüllt wurde. Traditionell war der beste Tag dafür der Geburtstag des Patrons, da an diesem Tag jeder empfangen wurde und für seine Glückwünsche und sein Geschenk eine reiche Gegengabe erwarten durfte.

Deshalb hielt man den Todestag - den Geburtstag ins himmlische Leben - für besonders geeignet, einen Heiligen um etwas zu bitten. Man baute also die meisten Sammlungen von Heiligenbiographien als eine Art Kalender auf, der wie in unserem Fall auch die beweglichen Feste der kommenden Jahre beinhalten konnte.

Darin waren die Biographien der Heiligen nach ihrem Todestag geordnet. Am 4. Januar zum Beispiel feierte man das Fest des

hl. Rigobert von Reims (+743). Er war in frühkarolingischer Zeit ein Mitglied der hohen Geistlichkeit, fiel in Ungnade und entschloss sich trotz seiner Rehabilitation, sein Leben fern vom Hof als Einsiedler zu beschließen.

Heiligenviten gehörten Jahrhundertelang zur bevorzugten christlichen Lektüre. Unser Buch war früher im Besitz des Zisterzienserinnenklosters im aargauischen Olsberg. Den Angehörigen des Zisterzienser-Ordens war während der Mahlzeit jedes Gespräch verboten. Um die Brüder und Schwestern nicht in Versuchung zu führen, las jemand während des Essens aus einem frommen Buch, wie dem hier gezeigten.

STATION 3 WO BITTE GEHT'S HIER ZUM EWIGEN LEBEN?

Es ist eine Frage des Glaubens, nicht des Wissens, wie man sich das himmlische Leben sichert. Und für all diejenigen, deren irdisches Leben permanent gefährdet ist, ist es von existentieller Bedeutung, den richtigen Weg zu wählen.

Dies war relativ einfach, so lange es nur eine weit verbreitete Alternative gab. Doch als mit der Reformation eine Vielzahl von möglichen Wegen eröffnet wurde, sah sich jeder einzelne Gläubige in der Verantwortung, sich für den richtigen Weg zu entscheiden. Wer die wilde Leidenschaft verstehen will, mit der im Zeitalter der Gegenreformation über Glaubensinhalte gestritten wurde, muss sich vor Augen halten, dass es dabei um alles oder nichts ging, buchstäblich um Himmel oder Hölle.

Wir stellen in dieser Station zwei Zeugnisse der Epoche vor. Zunächst sehen wir ein Exemplar der Lutherbibel, deren Text sorgfältig danach ausgewählt war, die protestantische Weltsicht zu unterstützen. Unser zweites Beispiel ist eine protestantische Streitschrift, die sich gegen die katholische Vorstellung wendet, dass der Gläubige für seine guten Taten eine exakt bemessene Reduktion des Aufenthalts im Fegefeuer erwarten könne.

GOTTES WORT?

Martin Luther, Das newe Testament.

Publiziert 1565 in Wittenberg.

Als Luther 1522 seine deutsche Übersetzung des Neuen Testaments publizierte, war er nicht der erste. Übersetzungen einzelner Bücher des Alten und Neuen Testaments gab es viele. So entstand bereits im 4. Jh. n. Chr. eine gotische Version. Sobald der Buchdruck die Produktion verbilligte, nahmen die Bibelübersetzungen zu. Sie waren ein gutes Geschäft. In Augsburg entstanden, um nur ein Beispiel zu nennen, in den Jahren 1475, 1477, 1480, 1487, 1490, 1507 und 1518 insgesamt neun Übersetzungen.

Luther konnte also auf umfangreiche Vorarbeiten zurückgreifen, als er auf der Wartburg seine Übersetzung anfertigte. Er benutzte den von Erasmus von Rotterdam herausgegebenen griechischen Urtext mit dessen lateinischer Übersetzung sowie die von der katholischen Kirche verwendete lateinische Vulgata.

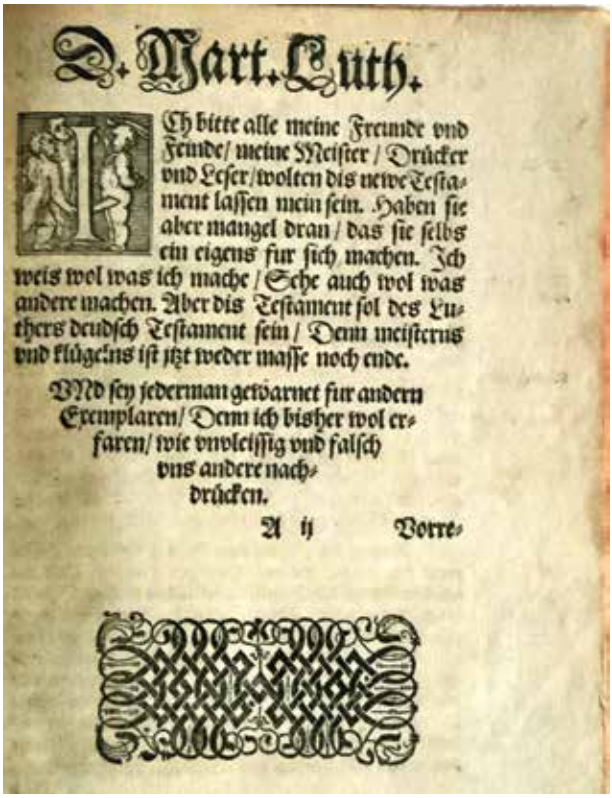
Daraus stellte Luther „sein“ Neues Testament zusammen. Er überarbeitete es mit dem sprachlich versierteren Melanchthon in Wittenberg. Pünktlich zur Leipziger Buchmesse im September 1522 kam das Werk auf den Markt. Mit der für damalige Verhältnisse unglaublich hohen Erstauflage von 3.000 Exemplaren wurde es zu einem großen finanziellen Erfolg. Je nach Ausstattung kosteten die Bücher zwischen einem halben und anderthalb Gulden. Innert drei Monaten war die Auflage vergriffen.

Ermutigt von diesem Erfolg machte sich unter Koordination Luthers ein Team an die Übersetzung des Alten Testaments, so dass 1534 die erste komplette protestantische Bibel vorlag.

Luthers Übersetzung ist nicht die einzige aus dieser Zeit. In reformierten Kreisen konsultierte man in Glaubensfragen die Züricher Bibel, deren Übersetzung Ulrich Zwingli besorgt hatte, und die in den Jahren 1524 bis 1529 Christoph Froschauer publizierte.

Die Lutherbibel spielte im protestantischen Alltagsleben eine zentrale Rolle. Ihre Lektüre gehörte für einen frommen Protestanten genauso zum Tagesablauf wie seine Gebete. Die Bibel wurde von vorne bis hinten gelesen, einzelne Teile auswendig gelernt. Als besonderes Zeichen protestantischer Frömmigkeit galt die Zahl, wie oft ein Gläubiger die Bibel vollständig gelesen hatte. Der Rekord soll bei 53mal liegen.

Die Hausbibel war geradezu ein Möbel wie Bett, Stuhl oder Tisch. Sie wurde vererbt und diente dazu, Geburten, Tode und bedeutende Ereignisse zu vermerken.



D. Mart. Luth.

ICh bitte alle meine Freunde vnd Feinde/ meine Meister / Drücker vnd Leser/ wolten dis newe Testament lassen mein sein. Haben sie aber mangel dran / das sie selbs ein eigens fur sich machen. Ich weis wol was ich mache / Sehe auch wol was andere machen. Aber dis Testament sol des Luthers deudsch Testament sein / Denn meisterns vnd klügelns ist itzt weder masse noch ende.

Vnd sey jederman gewarnet fur andern Exemplaren/ Denn ich bisher wol erfaren/ wie vnvleissig vnd falsch vns andere nachdrücken.

A ij Vorre-

Die Lutherbibel gab ihren Nutzern scheinbar die Möglichkeit, das „authentische“ Wort Gottes in der eigenen Sprache zu lesen. Tatsächlich war es eher ein Wort Gottes, das Luther durch die Auswahl der zugrundeliegenden Textversion und seine deutende Übersetzung in seinem Sinne interpretiert hatte, was er durch zahlreiche Einleitungen noch verstärkte.

Auf der ersten Seite dieser Ausgabe warnt Luther seine Leser vor Raubdrucken und anderen Bibelversionen: *„Und es sei jedermann gewarnt vor anderen Exemplaren, denn ich habe inzwischen mehrfach gesehen, wie liederlich und falsch uns andere nachdrucken.“*

Luthers Bibel war das erste Buch, das von breiten Bevölkerungsschichten gelesen wurde. So haben viele seiner Redensarten Eingang in die deutsche Sprache gefunden. Der Begriff „sein Scherflein beitragen“, um nur ein Beispiel zu nennen, geht auf ein Gleichnis zurück (Mk 12,42): Eine arme Witwe spendet ein Scherflein, damals die kleinste Münze. Doch Gott sieht, was diese Münze für sie bedeutet, und das ist mehr als das Vermögen, das der Reiche aus seinem Überfluss abgibt.

An diesem Beispiel sieht man gut, dass die Übersetzung tatsächlich eine Teamarbeit war: Seit 1998 kennt man einen Briefwechsel, in dem Melanchthon mit dem damals sehr bekannten Numismatiker Wilhelm Reiffenstein diskutierte, wie man die griechischen und römischen Münzbezeichnungen korrekt ins Deutsche übertragen könne.

ENTSCHEIDET GOTT, WER IN DEN HIMMEL KOMMT, ODER KANN DER MENSCH ETWAS DAZU TUN?

Newer Bäpstischer Ablaß.

VOn dem Römischen Bapst Ere
gerne/ dis Nament/ etc. sein Legaten/
Auß dem Original/ von wort zu wort nach
gemacht.
Mit einer Vorrd vnnd Christlichen berichs/ D.
Jacob Heerbrandt/ von dem Bäpstischen Ab
laß Ordenung vnd Vrsachen.
Darzu denn auch am Ende kommen ist ein stuck
der Confession Augustane.
1. Timoth. 1.
Getruckt zu Tübingen/ durch Alexander Hock/
M. D. LXXX.

Jakob Heerbrand, Newer Bäpstischer Ablaß.

Gedruckt 1580 von Alexander Hock in Tübingen.

Spanische Söldner plündern Antwerpen 1576. Ausschnitt aus einem anonymen Gemälde. Foto: KW

Dass so viele protestantische, reformierte und calvinistische Positionen in unseren Köpfen immer noch als historische „Wahrheit“ herumgeistern, liegt an der phantastischen Propaganda, mit der die Anhänger der neuen Bekenntnisse ihre Meinung verbreiteten. Erstmals wurde das neue Medium des Buchdrucks systematisch genutzt, um in volkstümlich-eingänglicher Form die zentralen Aussagen werbewirksam umzusetzen.

Genauso wie sich heute dank der allgegenwärtigen Werbung niemand einen erfolgreichen Menschen anders als schlank, dynamisch, gepflegt und gut gekleidet vorstellen kann, prägte die Öffentlichkeitsarbeit der protestantischen Theologen nachhaltig unser Geschichtsbild. Für ihre verfälschende Version der spanischen Geschichte - Spanier werden durchgängig und in allen Medien als fanatisch, brutal, menschenverachtend, faul und rückständig dargestellt - hat die Geschichtswissenschaft den Begriff der Leyenda negra, der schwarzen Legende, geprägt.

Das wirksamste Mittel der protestantischen Propaganda war die ständige Wiederholung der immer gleichen Aussagen. Um die zu erreichen, veröffentlichten Theologen Schriften, in denen jedem Prediger, jedem Laien detailliert erklärt wurde, wie er die protestantische Position zu verteidigen habe. Wir zeigen ein solches Werk, das 1580 vom Kanzler der Tübinger Universität, Jakob Heerbrand, verfasst wurde.

Ablasspatent aus den Jahren 1309-1312, in denen den Pilgern, die zur Kirche der hl. Mutter Gottes in Valencia kamen, ein Ablass ihrer Sünden in Aussicht gestellt wurde. Foto: KW.

Thema des Buchs ist der schon von Luther angegriffene Ablass. Es handelt sich dabei um ein kirchliches Instrument, das festlegt, wie viele Tage Fegefeuer sich der reuige(!) Sünder, der bereits gebeichtet und die Absolution erhalten hat, durch eine bestimmte Handlung - Geldspende, Gebet, Wallfahrt - ersparen kann. Diesen Ablass kann ein Gläubiger auch auf andere übertragen, die nicht mehr in der Lage waren, ihrer Reue durch tätige Buße Ausdruck zu verleihen.

Man kann die Idee des katholischen Ablasses durchaus vergleichen mit den Zahlungen, die heute Fluggäste mit schlechtem Klima-Gewissen leisten, um ihre Ökobilanz zu schönen.

Heerbrand wettert in diesem Buch gegen die 1578 auf Initiative der Jesuiten gegründete Marianische Kongregation in München. Sie war ein weit verbreiteter Verein für Laien, die anhand der Anweisungen des hl. Ignatius von Loyola geistige Übungen in den gemeinsamen Alltag integrierten. Der Papst unterstützte die Kongregation beim Gewinn von neuen Mitgliedern, indem er einen Ablass erteilte. Mit anderen Worten: Jeder, der Mitglied in dieser Kongregation wurde, durfte sich über eine Verminderung seiner Strafe im Fegefeuer freuen.

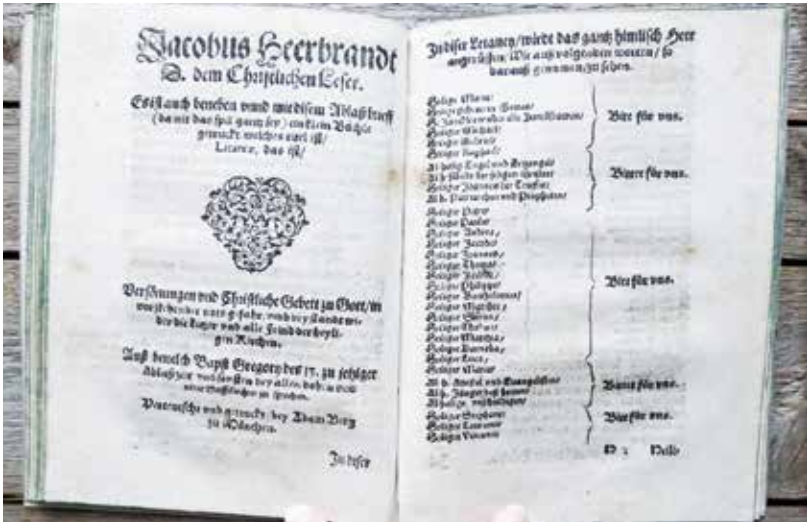
Das Thema war deshalb für Heerbrand so wichtig, weil es eine Kernfrage der Reformation berührte: Kann der einzelne etwas an seinem Schicksal im Jenseits ändern oder nicht? Für die Protestanten war die Gnade Christi zentral. Für die Katholiken zählten auch die guten Taten, wobei natürlich die Amtskirche definierte, was eine gute Tat ist.

Indulgentz vnd Ablaß / der würdigen Brüderschafft der Heiligen Jungfrawen Barbe / in der Kirchen Sanct Michael in München im 1578. Jar auffgericht / von dem Hochwürdigen Herrn Bischoffen Cyriaco von Pure [illegible] Apostolischen Nuncio / durch vnsern Heiligen Vatter Gregorium dem Eylfften / mit gnaden vnd ein gesetzt.

Heerbrand hält sich in seiner Publikation an das wichtige wissenschaftliche Postulat, dass man die gegnerische Position genau kennen müsse, um sie zu zerpflücken. Aus diesem Grund veröffentlicht er, der Protestant, in seinem Buch die Schrift des Papstes wortwörtlich.

So können wir exakt sehen, welche Handlung im Rahmen der Marianischen Kongregation mit wie vielen Tagen Ablass verbunden waren: Wer sich in die Bruderschaft aufnehmen ließ, erhielt bei seinem Eintritt 300 Tage, die er weniger im Fegefeuer verbringen musste. Jedes Mal, wenn er die heilige Kommunion nahm, kamen weitere 300 Tage dazu. Fiel die hl. Kommunion mit einem besonderen Fest zusammen gab es Zusatzpunkte.

Und wer jetzt noch nicht an Kundenkarten und Schrittzähler denkt, dem ist die menschliche Natur fremd, die es liebt, große Zahlen anzuhäufen, gleich ob sie von Nutzen sind oder nicht.



Jacobus Heerbrandt
D. dem Christlichen Leser.

Ferner verurteilte Heerbrand in seiner Schrift die Anrufung der katholischen Heiligen in der Litanei. Von protestantischer Seite interpretierte man das als Götzendienst. Katholiken empfanden die liebgewordenen, persönlichen Patrone als Fürsprecher vor dem Thron Gottes.

Erzfeind der Protestanten wurden die hervorragend ausgebildeten Jesuiten, die ihrerseits den katholischen Geistlichen und Laien Argumente an die Hand gaben. Heerbrandt warnt in seiner Schrift ausdrücklich vor ihnen: *„Dass Gottes viel geliebter Sohn mit seinem Heiligen Geist und dem hellen Licht seines Wortes die verfinsterten Herzen und Köpfe der armen, von ihren falschen Lehrern, vor allem von den Jesuiten verführten Leute und der Menschen unter dem Papsttum gnädig erleuchten möge.“*

STATION 4 WO IST GOTT UND SEIN HIMMEL?

Die Aufklärung erschütterte das kirchliche Weltbild nachhaltig. Erstmals seit der Antike wurde die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass es keinen Gott und damit kein Weiterleben nach dem Tode geben könnte.

Die Geschichtsschreibung macht diese fundamentale, und sich über eine lange Zeitspanne erstreckende Veränderung der Mentalität an einem historischen Ereignis fest, und zwar an dem Erdbeben von Lissabon, das am Allerheiligentag des Jahres 1755 stattfand. Wir zeigen in dieser Station, welche Auswirkungen die Naturkatastrophe hatte, die zum ersten Medienereignis der Neuzeit wurde. Dazu präsentieren wir Ihnen einen Einblattdruck, wie sie vor Tagesschau und Tageszeitungen wichtige Ereignisse in Europa bekannt machten.

Unser zweites Exponat illustriert, wie die intellektuelle Welt das Ereignis verarbeitete. Der Roman „Candide“ von Voltaire schickt seinen Protagonisten durch eine Reihe von Schicksalsschlägen, die ihn mit dem Bösen in der Welt konfrontieren. Nach der Lektüre des Buchs musste sich jeder denkende Mensch die Frage stellen, ob tatsächlich ein guter Gott existieren und all das Elend dulden könne. Daraus leitete sich die Frage ab, ob es überhaupt so etwas wie ein ewiges Leben gibt, das man mit Hilfe von Gebeten, Spenden und guten Taten zum eigenen Vorteil gestalten kann.

LISSABON, 1. NOVEMBER 1755

Ein zeitgenössischer Kupferstich zeigt die verheerenden Folgen, die das Erdbeben hatte: unzählige Brände und Tsunamis

Neu eingeloffene
Beschreibung
Des entsetzlichen Erdbebens,
Welches
Den 1. Wintermonats, 1755.
Die treffliche Portugiesische Haupt-Stadt
Lissabon,
Samt umliegenden Gegenden,
So entsetzlicher Weis betroffen,

Neu eingeloffene bewegliche und umständliche Beschreibung des entsetzlichen Erdbebens, welches den 1. Wintermonats 1755 die trefliche Portugiesische Haupt-Stadt Lissabon Samt umliegenden Gegenden so entsetzlicher Weise betroffen, zerstöret und fast gänzlich zernichtet hat.

Gedruckt 1755/6 in Straßburg

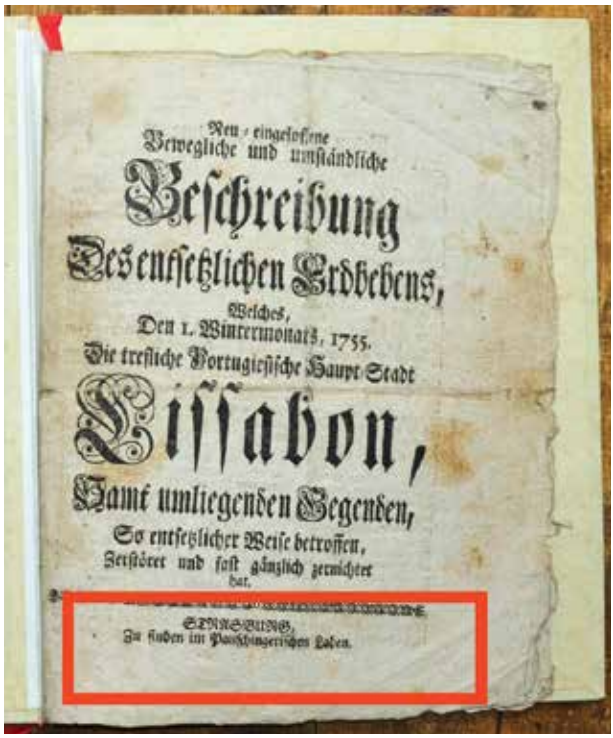
Am 1. November des Jahres 1755, dem Allerheiligentag, vernichtete ein schreckliches Erdbeben mit einem anschließenden Tsunami die Hauptstadt des Königreichs Portugal, Lissabon.

Überlebende berichteten, dass die Erde mehr als dreieinhalb Stunden bebte und fünf Meter breite Gräben die Straßen aufrissen. Wer nicht von den herabfallenden Trümmern erschlagen wurde, eilte zum Hafen, um sich auf einem Schiff in Sicherheit zu bringen. Doch die dort versammelte Menge wurde das erste Opfer der drei Tsunami-Wellen, die 40 Minuten nach dem Erdbeben die Stadt überschwemmten. Was das Wasser nicht bedeckte, wurde ein Opfer der Flammen: Die am Allerheiligentag von frommen Portugiesen aufgestellten Kerzen setzten die Holzhäuser in Brand.

Nicht nur Lissabon war betroffen. Viele andere Städte an der portugiesischen, der afrikanischen und der spanischen Küste wurden vernichtet. Das spanische Cadiz zum Beispiel verlor bei diesem Erdbeben ein Drittel seiner Bevölkerung.

Nichtsdestotrotz ist dieses Erdbeben als das Erdbeben von Lissabon in die Geschichte eingegangen. Und das hat einen guten Grund. Zum Zeitpunkt des Erdbebens war Lissabon die viertgrößte Stadt der Welt. Sie lebte vom Handel und war deshalb ein Knotenpunkt im Postsystem des damaligen Europa, das alle Handelsstädte untereinander mit einer regelmäßigen, meist wöchentlichen Botenkette verband.

Die Reiter beförderten nicht nur Briefe, sondern auch das, was man damals „Neue Zeitung“ nannte, Nachrichten über interessante Ereignisse. Und was konnte ein Erdbeben toppen, das eine der größten Handelsmetropolen der Welt in Schutt und Asche gelegt hatte? So wurde das Erdbeben von Lissabon zum ersten Medienereignis der Neuzeit. Bereits drei Wochen danach wusste man davon in Paris und London. Hamburg und Berlin erreichte die Nachricht am 2. Dezember 1755.

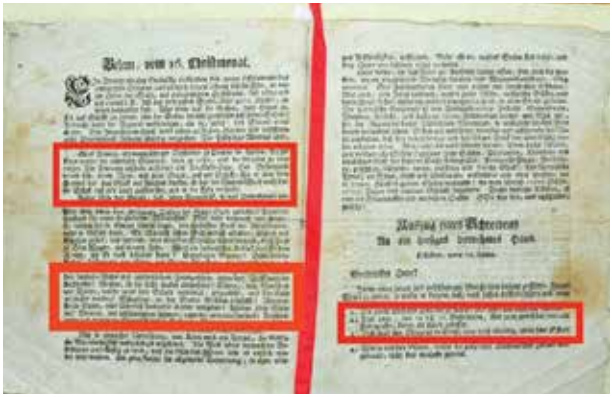

Neu-eingelofene
Bewegliche und umſtändliche
Beſchreibung
Des entſetzlichen Erdbebens,
Welches,
Den 1. Wintermonats, 1755.
Die treffliche Portugieſiſche Haupt-Stadt
Liſſabon,
Samt umliegenden Gegenden,
So entſetzlicher Weiſe betroffen,
Zerſtöret und faſt gänzlich zernichtet
hat.
STRASBURG,
Zu finden im Pauſchingeriſchen Laden.

Und damit war das Erdbeben von Lissabon nicht nur eine Tragödie, sondern auch ein Geschäft. Zahlreiche Drucker produzierten Einblattdrucke, die das Ereignis schilderten, wobei der Konkurrenzkampf dafür sorgte, dass die Autoren sich gegenseitig mit reißerischen Einzelheiten überboten.

Unser Beispiel stammt aus der Druckerei des Melchior Pauschinger, der in Straßburg einen Laden für seine Erzeugnisse unterhielt, wo sich nicht nur potentielle Leser, sondern auch reisende Händler mit Einblattdrucken eindecken konnten.

Foto: Chris Adams, CC BY-SA 3.0

30 bis 40.000 Menschen starben beim Erdbeben von Lissabon. 85 % aller Gebäude wurden zerstört, darunter die sieben Hauptkirchen der Stadt sowie das damals weltweit größte Hospital. Als Denkmal dient bis heute die Ruine der Kirche des Konvents der Karmeliterinnen.



Unser Verleger beherrschte sein Geschäft. Er wusste, dass es schwer ist, Mitleid für eine Zahl zu empfinden. So erfand er ein Einzelschicksal, und zwar ein Brautpaar, dessen Hochzeit durch das Erdbeben gestört wird. Braut, Bräutigam und Brautvater gelingt es auf einem Schiff dem Erdbeben zu entfliehen, doch während sie noch Gott für die Rettung danken, versenkt der Tsunami das Schiff. Alle drei kommen ums Leben.

Kein Blick-, kein Bild-Reporter könnte sensationellere Bilder finden, als unsere Zeitung: *„Verstümmelte Leichname! Glieder, so die Erde wieder ausgespien! Cörper von Menschen und Thieren, welche unter dem Schutt vermengt, zerquetscht und scheußlich gehäuffet worden! Säuglinge an der Mutter Brüsten erdrückt! Verzweifelte Eltern, vom Überrest sterbender Kinder umgeben! Weiber ohne Männer! Eheleute, mit geschlungenen Armen, einander entgegen heulend!“*

Schon damals liebten die Medien hohe Zahlen, je höher umso besser. So wurden aus den 30 bis 40.000 Opfern bei unserem Korrespondenten 700.000. Und da er aus England stammte, vergaß er nicht zu erwähnen, wie viele Engländer beim Erdbeben ums Leben kamen - auch dies eine Sitte, die heute noch in den Medien üblich ist. Als sei die Nationalität eines Opfers von Bedeutung.

HOMO HOMINI LUPUS

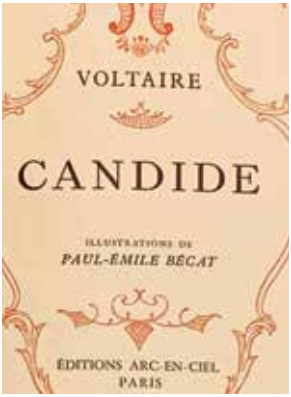
1759, vier Jahre nach dem Erdbeben von Lissabon, erschienen in mehreren Orten Europas gleichzeitig siebzehn Drucke gleichen Inhalts in französischer und englischer Sprache. Die französische Ausgabe trug den Titel „Candide ou l'Optimisme", und gab vor, von einem Docteur Ralph aus dem Deutschen übersetzt worden zu sein.

Die darin geschilderte Geschichte raubte ihren Lesern den Atem: Protagonist des Romans ist Candide, illegitimer Sohn eines westfälischen Barons, den sein Lehrer mit den Thesen des Philosophen Leibniz vertraut macht. Dessen zentrale Botschaft besteht in der Behauptung, dass die Menschheit in der „besten aller möglichen Welten" lebe.

Diese Aussage wird von den Ereignissen ad absurdum geführt. Candide muss fliehen, weil man ihn in flagranti mit seiner geliebten Kunigunde erwischt. Auf der Flucht wird er von bulgarischen Soldaten für den Heeresdienst zwangsverpflichtet, muss kämpfen, desertiert und wird zum Zeitzeugen des Erdbebens von Lissabon. Dort trifft er seine Kunigunde, doch die ist inzwischen Sklavin und wurde als solche natürlich mehrfach vergewaltigt.

In den anschließenden Wirren wird das Paar erneut getrennt. Candide reist alleine weiter, findet in Südamerika das Paradies auf Erden, das er aber wieder verlässt, weil er seine Kunigunde wiederfinden möchte. Nun trifft er einen Philosophen, der ihm genau das Gegenteil erzählt, was der alte Lehrer postuliert hat: Die Welt ist schlecht. Sie wird nicht von einem gütigen Gott, sondern von menschlicher Habgier und Bosheit beherrscht.

Nichtsdestotrotz findet Candide am Ende seine Kunigunde. Doch ein Happy End gibt es nicht.



Voltaire, Candide

Publiziert in fünf Bänden von dem Pariser Verlag Arc-en-Ciel 1950, mit Illustrationen von Paul-Émile Becat.

Die einstmals so schöne Frau ist schrecklich verstümmelt, und Candide sieht nichts mehr in ihr, was er lieben kann. Trotzdem heiratet er sie. Das Paar kauft ein Landgut, wo die hässliche Kunigunde ihr Talent als Köchin auslebt, und Candide im banalen Alltag die Schrecken der Welt vergisst.

Verantwortlich für dieses unglaubliche Buch zeichnete Voltaire, zu diesem Zeitpunkt ein bereits in ganz Europa bekannter Autor, dessen zeitkritische Satiren weite Verbreitung fanden. Er verarbeitete in seiner Geschichte ungeschminkt die Schrecken seiner Epoche. Dazu zählte natürlich auch das Erdbeben von Lissabon.

Wesentlich größere Bedeutung hatte der Siebenjährige Krieg, der seit 1756 wütete und alle damals bekannten Kontinente ergriffen hatte. Er war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Candide noch nicht beendet.

Angezettelt hatte ihn ausgerechnet der König, der sich selbst gerne als Philosoph inszenierte, Friedrich II. von Preußen. Voltaire hatte lange Jahre dessen finanzielle Unterstützung genossen, bis es 1753 zum Zerwürfnis kam und Voltaire überstürzt floh.

In seinem Text rechnete Voltaire mit all denen ab, die seiner Meinung nach das einfache Volk - und dazu zählte er sich selbst - unterdrückten. Er prangerte einen unfähigen Adel mit leeren Ehrvorstellungen genauso an wie eine verlogene Geistlichkeit, deren Taten nichts mit der christlichen Lehre zu tun hatten.

Insbesondere ging Voltaire auf die Frage der Sklaverei und des Menschenhandels ein. Am Beispiel Kunigunde zeigt er detailliert, was es bedeutet, rechtlos zu sein.

Die hier ausgestellte Ausgabe erschien rund 200 Jahre nach der Publikation der Erstausgabe. Verantwortlich für sie zeichnet der Pariser Verlag Arc-en-Ciel (= Regenbogen). Es handelt sich um eine kostspielige Sammlerausgabe, die Paul Émile Bécat, damals ein für seine erotischen Zeichnungen sehr bekannter Künstler, illustrierte.

Durch die Illustrationen wird die erotische Komponente des Romans in den Vordergrund gestellt. Man hätte sich zwar so kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auch andere Illustrationen vorstellen können, die hätten sich aber sicher nicht so gut verkauft.

STATION 5 LEBEN OHNE JENSEITS

Wer kein Jenseits erwartet, muss im Diesseits seinen Himmel finden. Und damit erklärt sich, warum seit der Aufklärung die sozialen Unruhen rasant zunahmen. Sie gipfelten 30 Jahre nach der Erstpublikation des Candide in der Französischen Revolution. Sie wirbelte das alte System durcheinander und stellte die Träume und Wünsche der Untertanen in den Mittelpunkt. Fortan sollte nicht mehr die Geburt, sondern die eigene Leistung die Stellung jedes Menschen in der Gesellschaft begründen.

So kam mit der Französischen Revolution das Leistungsprinzip in die Welt. Fortan erwartete man auch von einer Regierung, dass ihre Politik das Leben der Menschen zum Besseren beeinflusse. Tatsächlich hatten sich schon viele aufgeklärte Herrscher des 18. Jahrhunderts bemüht, den Hunger zu verbannen, die medizinische Betreuung zu verbessern und so das Leben der Menschen zu verlängern. Doch im 19. Jahrhundert erhielt diese Bewegung zusätzlichen Schwung, da sinnvolle Reformen die Akzeptanz eines Staates wesentlich effektiver erhöhten als jeder polizeiliche Unterdrückungsapparat.

Wir zeigen in dieser Station an einem preußischen Beispiel, wie der Staat sich in Zeiten der Aufklärung darum bemühte, das Gesundheitswesen zu verbessern. Unser zweites Beispiel aus Bayern illustriert, dass nicht nur der Staat, sondern auch das Individuum Verantwortung für seine Gesundheit und ein langes - wenn auch natürlich nicht ewiges - Leben übernahm.

DER STAAT IN DER PFLICHT

Andrea del Verrocchio, Tod der Francesca Tornabuoni im Kindbett, um 1478, Marmor, Bargello, Florenz. Bild Wolfgang Sauber, CC BY-SA 3.0

Königliches Preußisches Ober-Collegium Medicum, Kurzer Unterricht für die Hebammen auf dem platten Lande.

Gedruckt 1796 in Berlin.

Im Jahr 1819 wurden in Preußen 477.455 Kinder geboren. 83.066 Kinder verloren bei der Geburt ihr Leben. Mit anderen Worten: Fast jede sechste Geburt endete tödlich für das Kind, viele davon auch für die Mutter. Zum Vergleich. Heute sterben in den Industrienationen nur noch 10 von 100.000 Kindern.

Trotz dieser deprimierenden Statistik nahm die Zahl der Bevölkerung im Europa des 19. Jahrhunderts rasant zu. In Großbritannien verdoppelte sie sich zwischen 1800 und 1850. In der Schweiz wuchs sie immerhin um 42 %, weil die Sterblichkeit von jährlich 23-42 Promille der Bevölkerung auf 15-29 Promille sank.

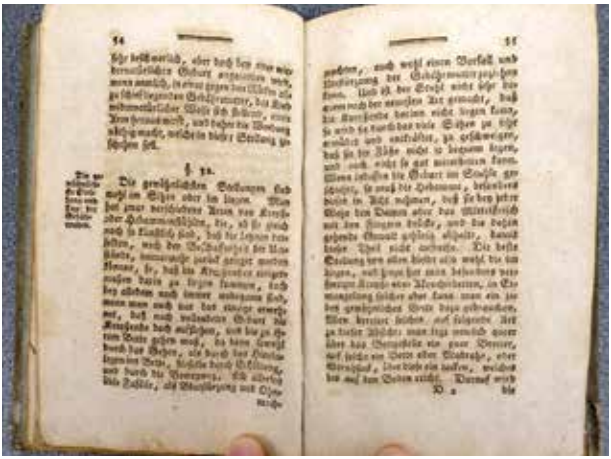
Theodor Billroth operiert im Wiener Allgemeinen Krankenhaus. Gemälde von Adalbert Franz Seligmann 1889/90. Foto: KW.

Dieses Bevölkerungswachstum wurde durch eine Fülle von Reformen ausgelöst. Dazu gehörte eine Modernisierung des Gesundheitswesen mit der Einrichtung öffentlicher Krankenhäuser, in denen angehende Ärzte und Chirurgen unterrichtet und Arme kostenlos kuriert wurden.

Eines dieser Krankenhäuser war die preußische Charité, der das Ober-Collegium medicum angegliedert war. Dabei handelte sich um eine Institution, die etwa dem entsprach, was wir heute als Gesundheitsbehörde bezeichnen würden. Das Collegium medicum organisierte und überwachte die Ausbildung der Chirurgen und der Apotheker, der Hebammen sowie der Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen, eben all derer, deren Ausbildung erst im 19. und 20. Jahrhundert zu einer akademischen Disziplin wurde bzw. die noch lange ein Lehrberuf bleiben sollte.

Oberste Verpflichtung des Collegium medicum war es, die Armee mit tüchtigen Feldscheren auszustatten, doch auch in zivilen Angelegenheiten wurde es zu Rate gezogen. So zeichnete es für einen Versuch verantwortlich, die Kindersterblichkeit in Preußen zu senken. Zu diesem Zweck veröffentlichte es 1796 ein Lehrbuch für Hebammen.

Der Zweck des Buchs wird in der Vorrede so zusammengefasst:
„Es ist übrigens zu wünschen, dass die Hebammen hievon den gehörigen Gebrauch machen mögen, da man sich denn gewiß versprechen kann, dass in der Folge viele Kinder und Mütter mehr werden können beim Leben und Gesundheit erhalten werden.“

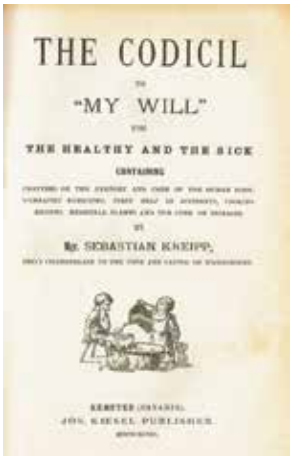


Abbildungen sucht man vergebens. Stattdessen wird in trockenen Worten abgehandelt, was eine Hebamme an Fachwissen mitbringen muss, um eine Geburt erfolgreich durchführen zu können.

Dabei legten die Herren Doktoren fest, welche Eigenschaften eine Hebamme mitzubringen habe. Sie solle gesund, „nicht unförmlich dick und stark“ sein, damit sie sich leicht bücken und hinknien könne. Sie müsse zumindest das Lesen gelernt haben, damit sie mit dem Arzt schriftlich kommunizieren und von besonders interessanten Fällen Notizen machen könne.

In unseren Ohren wirkt es geradezu übergriffig, was die männlichen Autoren des Buchs von einer Hebamme erwarteten:
„Zum dritten ist die vornemste unter allen Eigenschaften der Hebamme eine gute Gemüthsart und ehrbare Aufführung. Ehe sich die Frauenspersonen diesem Stande widmen wollen, müssen sie schon von ihrer Gerichts-Obrigkeit ein Attest ihres seitherigen frommen und unbescholtenen Lebenswandel beybringen, ohne welchen sie gar nicht zu diesem Amt zugelassen werden können. Und so müssen sie in der Folge … ein christliches, ehrbares, und recht gesittetes Leben führen … Besonders aber müssen sie die Schwelgerey und den Trunk als das größte Laster meiden“

EINE FRAGE DER EIGENVERANTWORTUNG


THE CODICIL
TO
"MY WILL"
OF
THE HEALTHY AND THE SICK
CONTAINING
BY
Rr. SEBASTIAN KNEIPP,
KEMPTEN (BAVARIA).
JOS. KOESEL, PUBLISHER.

Sebastian Kneipp, The Codicil to „My Will" for the healthy and the sick.

Veröffentlicht 1897 bei Joseph Koesel in Kempten.

Während der Kranke sich heute in der Schweiz auf ein nach sozialen Gesichtspunkten organisiertes Gesundheitswesen verlassen kann, war es im 19. Jahrhundert nicht selbstverständlich, dass einem mittellosen Kranken die notwendige Hilfe zuteil wurde.
So fand die Tuberkulose gerade unter den Armen ihre Opfer. Sie gehörte im 19. Jahrhundert zu den häufigsten Todesursachen: Jeder zweite deutsche Todesfall in der Altersgruppe der 15 bis 40jährigen ging in den 1880er Jahren auf die Tuberkulose zurück.

Grund dafür war die Tatsache, dass die Ärzte vor der Einführung von Antibiotika bei der Tuberkulose mehr oder weniger hilflos waren. Sie schickten die Kranken in ein Luftsanatorium, dessen Insassen trotz aller Bemühungen starben wie die Fliegen. Und wer nicht das Geld besaß, Monate wenn nicht Jahre mit seiner Erwerbstätigkeit zu pausieren, dem blieb nicht einmal diese Möglichkeit.

Der junge Sebastian Kneipp (1821-1897) gehörte zu denen, die keine Hilfe zu erwarten hatten. Er kurierte seine Lungenkrankheit selbst, indem er sich mit eiskaltem Wasser abhärtete. Ob es sich bei dieser Lungenkrankheit tatsächlich um Tuberkulose gehandelt hatte, sei hier dahingestellt, Kneipp verinnerlichte auf jeden Fall, dass das Individuum mit der geeigneten Lebensweise selbst viel dazu betragen könne, gesund alt zu werden.

Als Pfarrer hatte Kneipp die Autorität, seine Lehren einer breiten Öffentlichkeit näher zu bringen. Er wurde er so bekannt, dass ein Apotheker ihn wegen Geschäftsschädigung anzeigte und ihn das Bischöfliche Ordinariat im Jahr 1855 als Beichtvater ins Dominikanerinnen-Kloster von Wörishofen schickte.

Das Sanatorium Schatzalp in Davos, kurz nach seiner Eröffnung im Jahr 1900.

Unterstützt von den Nonnen, machte Kneipp aus der kleinen, unbedeutenden Gemeinde im Unterallgäu einen Pilgerort für all diejenigen, die etwas für ihre eigene Gesundheit tun wollten. Der charismatische Pfarrer entwickelte das, was wir heute noch als die Grundlagen eines gesunden Lebens betrachten: Vernünftige Kost, reichlich Bewegung und gelegentliche Güsse mit kaltem Wasser.

Kneipp blieb dank seiner zahlreichen Publikationen, die in viele Sprachen übersetzt wurden, kein lokales Phänomen. Weltweit wurden Kneipp-Vereine gegründet, um dank seiner Lehren länger zu leben.

Anfang des 20. Jahrhunderts war Kneipp - nach Bismarck - der bekannteste Deutsche in Nordamerika. Mit dafür verantwortlich waren seine ins Englische übersetzten Bücher, von denen wir Ihnen hier eines zeigen.

Es handelt sich um die Übersetzung von Kneipps „Codizill zu Meinem Testament für Gesunde und Kranke“. Sie erschien 1897 im katholischen Verlag von Josef Kösel im provinziellen Kempten. Zielgruppe waren die vielen ausländischen Kurgäste in Bad Wörishofen.

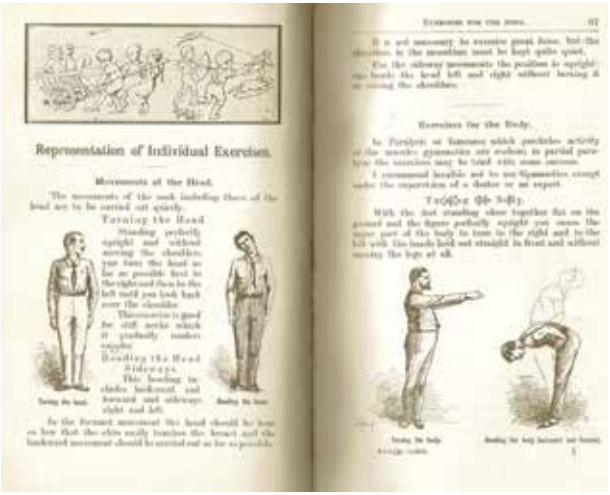
First Section.

Food for the Healthy.

I. Food.

Das Codizill - ein altmodisches Wort für eine Ergänzung zum bereits niedergelegten Testament - enthält praktische Anweisungen, wie man die Lehre Kneipps in den Alltag umsetzen solle. Sie unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von der Flut an Ratgeber-Literatur, die heute gekauft wird im Glauben, das eigene Leben verlängern zu können. So behandelt Kneipp ausführlich, was gesundes, bekömmliches Essen ist.

Dafür teilt er seine Diättipps in ein Kapitel für den Gesunden, der seine Gesundheit erhalten, und für den Kranken, der durch eine Diät seine Gesundheit wiederherstellen soll. Dazu offeriert Sebastian Kneipp eine Fülle von Rezepten, von denen einige - wie Kalbshirn- und Kalbslebersuppe - heute wohl eher gewöhnungsbedürftig sind.



Representation of Individual Exercises.

Movements of the Head.

Turning the Head

Bending the Head Sideways

Ein umfassendes Kapitel ist Übungen gewidmet, mit denen sich die Anhänger Kneipps die körperliche Beweglichkeit erhalten sollten. Viele dieser Übungen werden heute nicht anders von Physiotherapeuten auf der ganzen Welt gelehrt.

Sebastian Kneipp war überzeugt davon, dass mit der richtigen Lebensweise die meisten Krankheiten verhindert werden könnten. Sogar bei Kurzsichtigkeit empfahl er, keine Brille zu tragen, um die Augen nicht an den Luxus zu gewöhnen. Mit einem morgendlichen Augenbad solle man die Augen stärken und vor vielen Übeln bewahren.

STATION 6 WOLLEN WIR EIN EWIGES LEBEN? WAS IST UNS DAS LEBEN WERT?

Und damit sind wir in der Gegenwart angelangt. Um ein möglichst langes Leben für alle zu gewährleisten, arbeitet der Schweizer Bürger, der für seine eigene Gesundheit Verantwortung übernimmt, mit dem Staat zusammen, der mittels seines Gesundheits- und Sozialwesens dafür sorgt, dass niemand verhungert und jeder die notwendige medizinische Betreuung erhält.

Aber sind damit alle Fragen beantwortet? Oder sind nicht vielmehr neue Fragen entstanden?

- Ist das Leben ein Wert an sich? Oder ist nur das erfüllte Leben lebenswert?
- Wie steht es mit der Risikobewertung? Welche Einschränkungen ist das Individuum, ist die Gesellschaft bereit hinzunehmen, um damit ein allfälliges Risiko auszuschließen?
- Wenn es nach dem Tod nichts gibt, wofür lohnt es sich dann zu leben und zu sterben?

Wir haben keine Antworten auf diese Fragen, aber wir möchten Ihnen drei Bücher vorstellen, die ihre eigene Antwort versuchen.

MEIN LEBEN IN MEINER HAND

1774 veröffentlichte der 25jährige Johann Wolfgang Goethe ein Buch, das Furore machte: Die Leiden des jungen Werther. Es erzählt in der emotionalen Form des Briefromans die Geschichte eines jungen Mannes, der seinen Platz im Leben nicht findet. Die Frau, die er liebt, heiratet einen anderen; in seiner Arbeit am Hofe wird er gemobbt und muss sich verstellen, um anerkannt zu werden. Kurz, der junge Werther bringt es nicht über sich, sich der bürgerlichen Gesellschaft anzupassen. Und so tötet er sich selbst.

Das Buch traf bei seinem Erscheinen das Lebensgefühl vieler junger Menschen, die mit der Welt ihrer Eltern nichts mehr anzufangen wussten. Der „Werther" entwickelte sich zum ersten Bestseller der deutschen Literatur und wurde sofort in zahlreiche Sprachen übersetzt. Man sagte ihm nach, dass er durch die emotionale Art der Darstellung, seine Leser verführe, sich nicht ihrem Schicksal zu fügen, sondern stattdessen auszubrechen, sich im radikalsten Fall selbst das Leben zu nehmen.

Auch wenn heute diskutiert wird, wie viele Menschen der „Werther" tatsächlich zum Selbstmord verführte, staunte damals die bürgerliche Welt, in welch unglaublichem Maß sich die aufmüpfige Jugend mit dem Titelhelden identifizierte. Überall kleideten sich junge Männer à la Werther in den blauen Frack, die gelbe Weste und die Kniehose aus gelbem Leder, um so gegen ihr vorgeformtes Schicksal zu protestieren.

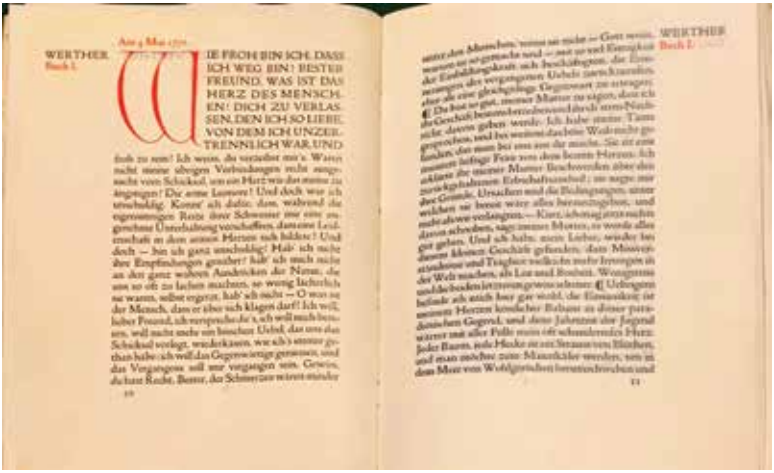
Goethe selbst sollte 1787 die Aussage seines Buches entsetzt mildern, nachdem bei der Leiche einer engen Freundin, die im Alter von 17 Jahren Selbstmord begangen hatte, der Werther gefunden wurde.

Das Skandalon des Buches war und bleibt, dass ein

Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen Werther.

Erschienen bei T. J. Cobden-Sanderson / Doves Press 1911.

Mensch nicht bereit ist, sich in sein Schicksal zu fügen. Dass er lieber den Tod wählt, als ein Leben zu führen, das ihm des Lebens unwert erscheint. Wenn heute Menschen über Exit und würdiges Sterben diskutieren, steckt die gleiche Frage dahinter: Ist der Mensch gezwungen, das Geschenk des Lebens anzunehmen, oder hat er die Freiheit, dieses Geschenk abzulehnen?



Das hier vorliegende Buch ist nicht nur wegen seines Inhalts, sondern auch wegen des Drucks interessant. Es wurde 1911 von Doves Press angefertigt. Dabei handelt es sich um keinen Verlag im normalen Sinn, sondern um eine der bedeutendsten englischen Privatpressen. Mit Privatpressen bezeichnet man kleine Handwerksbetriebe, die das ästhetisch vollkommene Buch zu schaffen versuchten (und versuchen). Alle Bücher erscheinen in winziger Auflage. Von unserem Werther wurden zum Beispiel nur 200 Stück hergestellt.

Die Type von Doves galt ihren Zeitgenossen als der Inbegriff der Perfektion, vielleicht auch weil eine so spannende Geschichte damit verbunden war. Die beiden Eigentümer der Doves Press zerstritten sich heillos. Vor Gericht handelten sie einen Kompromiss aus: Der eine durfte die berühmten Doves Lettern bis zu seinem Tode benutzen, danach würden die Rechte an die Familie des anderen übergehen. Doch statt sich diesem Vertrag zu fügen, warf ihr Inhaber alle Bleilettern heimlich in die Themse. Nicht auf einmal, sondern Stück für Stück. Er brauchte 170 Ausflüge zum Ufer der Themse, bis im Januar 1917 alle Lettern versenkt waren.
2015 fand ein Spaziergänger eine angeschwemmte Type. Daraufhin suchten Taucher nach den legendären Lettern. 150 davon wurden entdeckt, so dass die Schrift rekonstruiert werden konnte.

Passen Sie auf, dass Sie sich in Zeiten von Corona nicht allzu sehr aufregen. Das schadet ihrem Herzen. Und Herzkrankheiten sind mit Abstand die häufigste Todesursache, der Menschen in westlichen Ländern erliegen. Allein im Jahr 2015 starben daran in Deutschland 198.002 Menschen. Zum Vergleich: Opfer eines tätlichen Übergriffs wurden im gleichen Jahr 433 Menschen. Und die Gegenüberstellung mit Corona verkneifen wir uns jetzt.
Dass man mit der reinen Statistik dennoch weder seine Ängste noch sein Leben in den Griff bekommen kann, das beschreibt der Roman „Homo Faber" von Max Frisch.

„Homo Faber" kreist um kalkulierbare Wahrscheinlichkeiten und um den Zufall, um einen Schweizer Ingenieur, der sein Leben genau geplant zu haben glaubt, und dann an einer Kette von Unwahrscheinlichkeiten scheitert. Oder für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass Sie in einem Flugzeug ausgerechnet neben dem Bruder ihres Jugendfreundes sitzen, der ihre einstige Liebe geheiratet hat? Dass Sie auf Ihrer nächsten Reise die Tochter des Jugendfreundes treffen, die eigentlich ihre eigene Tochter ist? Dass sie sich in diese junge Frau verlieben?

Dem Protagonisten von „Homo Faber" stößt all das zu und noch mehr. Doch er, der als Ingenieur komplizierteste Berechnungen anzustellen in der Lage ist, scheitert daran mit einer einfachen Subtraktion auszurechnen, dass die junge Frau, nicht die Tochter seines Jugendfreundes sein kann, sondern seine eigene sein muss.
Und noch einmal schlägt der Zufall zu: Eine Schlange beißt das junge Mädchen. Doch sie stirbt nicht an dem tödlichen

Max Frisch, Homo Faber - Ein Bericht.

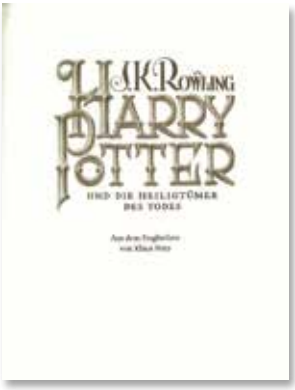
42. Auflage aus dem Jahr 2017 der Erstauflage von 1962.

Biss, sondern an einer Kopfverletzung, die sie sich bei einem harmlos scheinenden Sturz zugezogen hat.
Der kunstvoll verschlungene Roman wird in der ersten Person erzählt, und zwar von einem Mann, der in seinem Krankenzimmer darauf wartet zu erfahren, ob es sich bei seinem Magenleiden tatsächlich um Magenkrebst handelt oder nicht.

Der Roman Homo Faber konfrontiert uns mit der Frage, ob unser Leben ein Produkt der Statistik oder des Schicksals ist. Auch wenn wir wissen, dass jeder zehnte Raucher im Laufe seines Lebens an Lungenkrebs erkrankt, glaubt jeder Raucher, zu den neun anderen zu gehören. Während viele Menschen Flugangst haben, ist die Angst vor dem Autofahren praktisch inexistent, und das obwohl auf einer Reise von Berlin nach Rom die Autofahrt zum Flughafen den gefährlichsten Teil der Reise darstellt. Während seit dem Jahr 2000 in der Schweiz „nur" 14 Menschen bei einem Anschlag umkamen, wird die politische Diskussion in einem Maße von Attentaten beherrscht, die bloße Zahlen nicht erklären können.

Und doch: Flugzeuge stürzen ab, Menschen sterben in Attentaten, Raucher werden 100 Jahre alt. Der Einzelfall ist unabhängig von jeder Statistik.
Und so stellt sich jedem einzelnen die Frage: Welche Wahrscheinlichkeit muss ein Ereignis haben, damit ich welches Opfer auf mich nehme, um die Wahrscheinlichkeit, dass dieses Ereignis eintritt, zu verringern?

WOFÜR LEBEN? WOFÜR STERBEN?



J. K. Rowling, Harry Potter und die Heiligtümer des Todes.

Hamburg, 2018

Womit sollen sich Kinderbücher Ihrer Meinung nach beschäftigen? Für Joanne K. Rowling scheint es der Tod zu sein. Der Protagonist ihrer Romanreihe ist ein Elfjähriger, der in jedem Buch um sein Leben kämpft und immer wieder ihm liebe Menschen an den Tod verliert. Die Serie gipfelt in Band 7, der den Titel „Die Heiligtümer des Todes" trägt. Die spannende Handlung mag manchem verbergen, dass der Schluss dieses Trivialromans eine klassische Erlösergeschichte kopiert, wie sie die Grundlage für zahllose Mysterienreligionen darstellt: Harry Potter nimmt freiwillig den Tod auf sich, um die Welt vor dem Bösen zu retten. Er wird gequält, verspottet, verlacht, ja für tot gehalten, um vom Tode aufzuerstehen und in einem letzten Kampf das Böse zu vernichten.

Das Löwendenkmal in Luzern erinnert an die hunderten Schweizer Gardisten, die während der Französischen Revolution ihr Leben ließen, als sie versuchten, den bereits verlassenen Königspalast vor der Erstürmung durch Revolutionäre zu verteidigen. Foto Andrew Bossi, CC BY-SA 2.5

Obwohl Mysterienreligionen aus der Mode gekommen sind, fiebern wir bis zum Schluss mit Harry Potter mit. Unzählige Jugendliche nehmen sich seinen Mut und seine Selbstlosigkeit zum Vorbild. Dies ist bemerkenswert, denn während sich in der westlichen Welt niemand mehr realistische Hoffnungen auf ein greifbares Jenseits macht, scheint im Falle Harry Potters die Bereitschaft, sein Leben für eine „große“ Sache aufs Spiel zu setzen, nicht verständnisloses Kopfschütteln, sondern Bewunderung hervorzurufen.

Psychologen bestätigen, dass es keinen Himmel braucht, um altruistisch sein Leben zu opfern. Es genügt das Wissen, dass es eine Welt gibt, aus der wir kommen, und dass nach uns die Welt fortbestehen wird. Dieser Zusammenhang überträgt uns eine Verantwortung gegenüber unseren Vorgängern und unseren Nachfolgern.
Im Falle Harry Potters haben viele ihr Leben geopfert, um sein Überleben zu gewährleisten: Seine Eltern, sein Pate Sirius Black, sein Lehrer Dumbledore. Dies verpflichtet ihn, seine Mission zu verwirklichen. Ohne das Wissen, dass es nach seinem Tod eine Welt geben wird, die entweder vom Bösen beherrscht oder befreit ist, würde sein Opfer keinen Sinn machen.

Gedenkstein für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von Ärzte ohne Grenzen, die im Einsatz ihr Leben verloren haben. Foto: OTFW, CC BY-SA 3.0

Natürlich ist unser Leben nicht so dramatisch wie das eines jugendlichen Romanhelden. Und doch stellt sich jedem einzelnen die Frage: Was macht mein Leben sinnvoll? Für wen oder für was bin ich bereit, dieses Leben zu leben? Und für wen oder was wäre ich vielleicht sogar bereit, dieses Leben zu opfern?

Denn unser Leben ist so einzigartig und wertvoll, weil es eben nicht ewig ist.

Und damit sind wir am Ende unserer Ausstellung angekommen. Aber wir hoffen, dass sie weiterwirkt. Vielleicht haben Sie ja ganz andere Fragen, als die, die wir uns gestellt haben.

Das Team des MoneyMuseums freut sich darauf, Ihre Fragen mit Ihnen zu diskutieren.

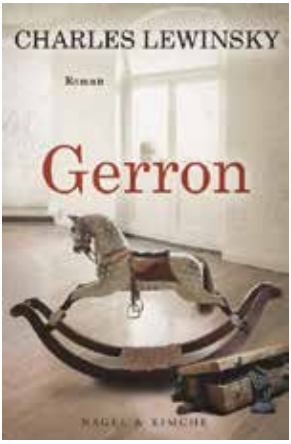
ZUM WEITERLESEN

Texte von Team-Mitgliedern des MoneyMuseums

CHARLES LEWINSKY
GERRON (2011)

Darf man das überhaupt? Die Schrecken des Ghettos Theresienstadt in einem Roman abbilden. Charles Lewinsky hat sich dafür entschieden und gibt mit dem vorliegenden Buch einem jüdischen Schauspieler und Regisseur eine Stimme, die sonst in Vergessenheit geraten wäre.

Der A-Prominente XXIV/5-246 Kurt Gerron wird vom Obersturmführer Rahm freundlich in seinem Büro empfangen. Das macht ihm Angst. Und doch erbittet er sich Bedenkzeit auf die schockierende Aufforderung, über Theresienstadt einen Film zu drehen. Dass der Film nicht die Realität abbilden darf, ist klar.



Ein bekannter deutscher Regisseur wird 1944 in Theresienstadt aufgefordert, einen Propagandafilm zu drehen. Diese historisch verbriefte Tatsache bildet die Grundlage von Charles Lewinskys Roman.

DIE SCHAM DER ÜBERLEBENDEN

Seiner Frau sagt Kurt Gerron, dass er sich den Rest seines Lebens dafür schämen müsste, würde er diesen Film drehen. „Wie lang ist der Rest deines Lebens, wenn du dich weigerst?“, erwidert sie. Diese Scham, von der viele Holocaust-Überlebende berichtet haben, nimmt er letztlich in Kauf, um sein Leben, das seiner Frau und das der mitwirkenden Schauspieler retten zu können. Was ihm nicht gelingen wird.

Würde der Leser, die Leserin nur in Theresienstadt verweilen müssen, wäre diese harte Kost an der Grenze des Unerträglichen. Lewinsky aber breitet das ganze Leben Gerrons aus, indem er diesen in Rückblenden davon erzählen lässt. Es ist ein Leben voller Freuden, Enttäuschungen, Verletzungen, Ruhm und Ehre. Über allem steht die Frage: Was für ein Mensch bist du? Gerade Gerron, der als Schauspieler gewohnt ist, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, muss sich dieser Frage stellen.

FREIHEITSVERLUST BIS ZUM TOD

Kurt Gerron wird Schritt für Schritt in seinem Leben der Freiheit beraubt. Er flüchtet, nachdem ihm die Arbeit verboten worden ist, nach Paris, dann nach Amsterdam. Als er endlich mit einem Schiff nach Amerika reisen könnte, wird dieses zerstört. 1944 – von Befreiung wird bereits gemunkelt – möchte er vor allem Zeit gewinnen. Es hat nicht gereicht. Nach Beendigung des Films, zum Schneiden des Materials, wird er nicht mehr gebraucht, werden er und seine Frau und die gesamte Filmcrew nach Auschwitz gebracht. Drei Tage, bevor die letzten Vergasungen durchgeführt werden, wird Kurt Gerron ermordet.

EIN MENSCH

„Gerron“ gibt einem Menschen ein Gesicht. Ein Mensch, der in seinem Leben viel erlebt hat, der Schicksalsschläge erlitten hat und Erfolg feiern durfte. Ein Mensch, der versucht, nach seinem moralischen Gewissen zu handeln, der genauso wenig vor Fehlern gefeit ist wie jeder andere. Ein Mensch, der sich einmal mutig verhält, ein andermal weniger. Ein Mensch, dessen Lebensumstände, weil er jüdisch ist, sich immer weiter verschlechtern, bis sie zu seinem Tod führen.

Darf man dieses Leben in einem Roman erzählen? Man soll, wenn man wie Lewinsky den Mut dazu hat.

– Ursula Kohler

JÜRG FEDERSPIEL
DIE BALLADE VON DER TYPHOID MARY (1982)

Die Ballade war schon schauerlich zu lesen, bevor die Welt von einem Virus namens Covid-19 befallen wurde. Grund: Sie beruht auf einer wahren Geschichte. Die nordirische Maria Mallon ist nach New York eingewandert und arbeitet zwischen 1900 und 1907 als Köchin. In jedem Haushalt, in dem sie arbeitet, bricht Typhus aus. Doch es dauert Jahre, bis ein Arzt die Köchin als Trägerin der Krankheit entlarvt. Nachdem sie jeweils tatkräftig mitgeholfen hatte, die Kranken zu pflegen, wanderte sie in der Regel zum nächsten Haushalt weiter. Überall serviert sie ihr beliebtes Glace mit Pfirsichen. Leider wäscht sich die Köchin ihre Hände nicht 20 Sekunden lang nach dem Toilettengang, sondern tendenziell gar nicht. Mary Mallon wird nach der „Diagnose“ über zwei Jahre hospitalisiert, bevor sie mit Auflagen in Freiheit entlassen wird.

Fünf Jahre lang taucht sie unter, kocht fröhlich weiter, bis sie erneut entdeckt wird und auf der North Brother Island in lebenslange Quarantäne gesetzt wird. 55 Ansteckungen sind aktenkundig, darunter 3 Tote. Die Dunkelziffer wird hoch geschätzt. Maria Mallon gelangt unter dem Übernamen Typhoid Mary zu einer gewissen Berühmtheit und wird von Journalisten aufgesucht, die gerne über ihre Geschichte schreiben. 1938 stirbt sie an einer Lungenentzündung.

Im Januar 1868 trifft das Auswandererschiff „Leibnitz“ in New York ein. Mit an Bord ist die 12-jährige Maria – und mit ihr ein schädlicher Gast namens Typhus. Der Schweizer Autor Jürg Federspiel verfolgt Marias Weg zur berühmt-berüchtigten Typhus Mary.

WIRKLICHKEIT UND DICHTUNG

Wenn dies keine Vorlage für einen Roman ist! So hat sich denn der Erzähler das wenige Material, das er auffinden konnte, *„zu eigen gemacht und die weitere Wirklichkeit erfunden“*. Entstanden ist das Leben einer Frau, *„das – in noch kindlichem Alter – traurig begann, Tiefpunkt um Tiefpunkt überschreitend, und ein stummes, keineswegs lyrisches Ende nahm“*.

Die junge Maria, die sich bei ihrer Ankunft über die Reling werfen wollte, kann in New York Fuß fassen. Sie weiß nicht, dass sie Überbringerin einer Krankheit ist, gesund und robust, wie sie ist. Mit der Zeit muss sie es ahnen. Ihre Taktik: Augen zu und weiterziehen. Sie wird zu einer verfolgten Person mit dem zweifelhaften Ruf einer Todbringerin. Federspiel spitzt die Geschichte zu, indem er sie in den Dienst zu einem behinderten Mädchen beordern lässt. Hier ist ihre Aufgabe, das zu tun, wovor sich alle anderen fürchten: den Tod bringen. Sie lebt jedoch während Jahren zufrieden mit dem Mädchen in Abgeschiedenheit, bis sie mangels „Erfolg“ ihres Amtes enthoben wird.

Federspiel spannt ein anderes Thema auf, das die Lektüre schwer verdaulich macht: Maria Mallon wird schon jung in die Prostitution gedrängt, um zu überleben. Ihre Ausbeuter – Konsequenz der Geschichte – überleben in der Regel nicht.

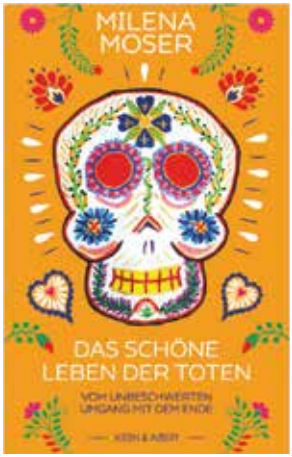
PARALLELEN 1900 – 2020

Die „Ballade von der Typhoid Mary“ – vor 30 Jahren geschrieben – erhält im Corona-Jahr 2020 neue Brisanz. Von Interesse ist das Thema der Krankheitsträgerin, die ohne Schuld andere Leute in Gefahr bringt, dadurch aber doch zu einer Gejagten der Gesellschaft wird. Spannend auch, dass die Ärzte lange darüber im Dunkeln tappen, wie die Krankheit überhaupt übertragen wird. Und auch im Roman werden statistische Zahlen aufgenommen, um die Brisanz der Epidemie zu belegen. So gab es 1907 in New York etwa 3467 Typhusfälle, 700 mit tödlichen Folgen.

Federspiel erzählt mit schonungslosen Worten eine Geschichte, die sich vor über 100 Jahren abspielte. Wie würde er sie heute erzählen?

– Ursula Kohler

MILENA MOSER
DAS SCHÖNE LEBEN DER TOTEN (2019)



Die Schweizer Schriftstellerin Milena Moser hat zahlreiche (Bestseller-)Bücher geschrieben. Aber keines ist mit ihrem neusten Werk zu vergleichen, das sich dem Thema Tod ganz unschweizerisch annimmt. Eine Reise in die mexikanische Tradition.

Milena Moser ist eine Reisende zwischen der Schweiz und den USA. Hier hat sie ihren Lebenspartner Victor-Mario Zaballa kennengelernt. Der Künstler ist ein mexikanischer Indianer vom Stamm der Nahua und gehört den Tolteken an. Aufgewachsen bei der Großmutter, kennt er die traditionelle Lebensweise. Durch ihn wurde Milena Moser mit der mexikanischen Totentradition vertraut, der sie sich umso weniger entziehen kann, als Victor selber lebensbedrohlich krank ist.

„Der Tod ist das Einzige, was in unserem Leben gewiss ist. Und doch tun wir so, als könnten wir ihn ignorieren“, schreibt die Autorin auf dem Hintergrund unserer westlichen Kultur. Religiöse Strukturen sind zunehmend zerfallen, Traditionen oder Rituale im Umgang mit dem Tod fehlen zu weiten Teilen.

DIE TOTEN KOMMEN ZU BESUCH

Das ist in Mexiko anders. Mitten drin im Leben wird jährlich der Tag der Toten, Día de los Muertos, gefeiert. Er ist einer der höchsten mexikanischen Feiertage, genau genommen erstreckt er sich Anfang November über mehrere Tage. Dabei handelt es sich nicht um eine traurige Angelegenheit, sondern um ein fröhliches Volksfest. *„Am Día de los Muertos sind die Toten unsere Gäste“*, sagt Victor. Und so werden sie auch behandelt. Sie werden mit ihren Lieblingsgerichten bekocht. Jede Familie errichtet einen Altar, auf den die Fotos ihrer Toten, Muertitos, gestellt werden. Dies geschieht mit viel Mühe, damit die Toten sich auch willkommen fühlen und zu Besuch kommen. Man spricht von ihnen, erzählt sich gegenseitig Geschichten über sie, denn Beziehungen enden nicht mit dem Tod, sondern mit dem Vergessen.

Es gibt auch Künstler, die Altäre als politisches Statement errichteten. Sie empfanden es als heilsam, die Opfer zu würdigen und nicht die Täter anzuklagen.

LIEDER, BLUMEN, FREUNDSCHAFT

Der Día de los Muertos erfolgt nach bestimmten Ritualen, die in der mexikanischen Kultur als Verpflichtungen wahrgenommen werden. Dazu gehören traditionelle Lieder aus dem Liederbuch „Cantares Mexicanos“, das auf das 16. Jahrhundert zurückgeht. Lieder gehören mit dem Duft der Blumen und der Freundschaft zu den drei Dingen, welche die Toten ins Jenseits mitnehmen können und am Día de los Muertos nicht fehlen dürfen.

IST ALLES MÖGLICH?

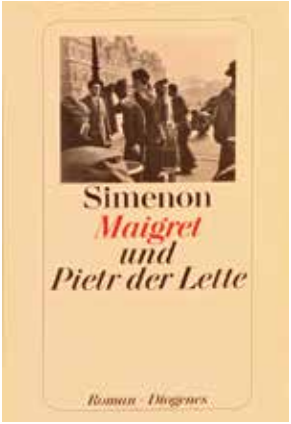
Milena Moser fragt sich, ob wir heute vielleicht zu viel vom Leben verlangen. *„Ist die moderne Vorstellung, wir hätten nicht nur ein Recht auf alles, sondern auch die Möglichkeit, dieses alles zu verwirklichen, nicht grausamer als der Fatalismus, die Schicksalsergebenheit“* alter Kulturen?

Die Möglichkeit, alles zu verwirklichen, ist im Jahr 2020 auf ungeahnte Weise abrupt beschnitten worden und regt nochmals neu zum Nachdenken an. Abgesehen davon, was ist der Gewinn dieser Lektüre? Wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich viele Farben, Blumen, Esswaren, Totenköpfe, Skelette, Scherenschnitte vor mir – nicht gestylt, einfach fröhlich. Dieses Bild mit dem Tod zu verknüpfen, gefällt mir, die an jede Beerdigung nur schwarz gekleidet geht. Den Tod ins Leben zu integrieren, die Toten in Erinnerung lebendig zu sehen, die Toten zu feiern – und dies nicht nur vereinzelt in Gedanken, sondern als Gesellschaft –, was für ein starker Input, unseren Umgang mit dem Tod zu reflektieren.

– Ursula Kohler

GEORGES SIMENON
MAIGRET UND PIETR DER LETTE (1931)

Kommissar Maigret hat seine Pfeife im Mund und trägt eine Melone auf dem Kopf. Zwei Merkmale – und schon sieht man ihn vor sich. Weniger bekannt ist der Kanonenofen, an dem sich der Kommissar gerne seinen Rücken wärmt. Die Liebe Maigrets zum wärmenden Ofen hängt damit zusammen, dass Simenon selbst auf einem feuchtkalten Boot lebte, als er Maigrets ersten Auftritt schrieb. Der 26-jährige belgische Schriftsteller sitzt dabei in einem holländischen Café – im Jahr 1929. Innerhalb weniger Tage entsteht der erste Krimi „Maigret und Pietr der Lette".



Kommissar Maigret ist vielen ein Begriff, ohne je ein Buch Simenons gelesen zu haben. 75 Romane und 28 Erzählungen gibt es rund um den Pariser Ermittler; mehr als 30 Darsteller haben Maigret in Filmen und Serien verkörpert. Was hat es mit Simenons bekanntem Kriminalbeamten auf sich?

MAIGRET ERMITTELT ZUM ERSTEN MAL

Auf Gleis 11 am Pariser Nordbahnhof wartet Maigret auf den Express, in dem sich der gesuchte Chef einer internationalen Betrugsbande, Pietr der Lette, befinden soll. Genauer gesagt in Wagen 5, Abteil G263. Kaum hat der Kommissar den eleganten Mann auf dem Bahnsteig gesichtet und als Pietr der Lette identifiziert, wird ein Mord gemeldet. In Wagen 5 liegt ein Toter, bis zur Form von Nase und Ohren passen alle Merkmale zu Pietr dem Letten. Zweimal derselbe Mann? Wer ist das Opfer, wer der Täter? Dieses Rätsel aufzulösen, darum handelt Maigrets erster Fall. Mit stoischer Ruhe verfolgt er Verdächtige, nicht einmal eine Schusswunde kann ihn von seinen Ermittlungen abhalten. Wenn er nur zwischendurch an den wärmenden Ofen zurückkehren und etwas Währschaftes essen und ein Bier trinken kann.

Maigret ist von stattlicher, imposanter Statur und schüchtert durch seine reine Anwesenheit und Präsenz Leute ein. Sein Vorgehen ist intuitiv. Ihn interessieren der Mensch und seine Motive. Mit seinem Spürsinn, seiner Menschenkenntnis und seiner Unerschrockenheit kann er diesen wie weitere Fälle lösen.

VIELSCHREIBER SIMENON

Mit „Maigret“ hat der Schriftsteller eine psychologische Krimifolge erschaffen. 1903 in Belgien geboren, begann Simenon sehr früh zu schreiben. Unter diversen Pseudonymen verfasste er so genannte Trivialliteratur – Groschenromane aller Sorten. Erst mit der Krimifolge rund um Maigret veröffentlicht er zum ersten Mal unter seinem richtigen Namen.

Simenon gilt als Viel- und Schnellschreiber. Das bestätigt er selbst mit seiner Aussage, dass er den ersten Maigret-Fall über Pietr den Letten in fünf Tagen geschrieben habe. Sein Sohn äußert sich später zur Arbeitsweise seines Vaters, der für jeden Roman erst eine Liste aller Personen mit ihren Eigenschaften erstellte. „Er muss das ganze Buch im Kopf gehabt haben, bevor er mit dem Schreiben anfing“, meint John Simenon, der in Lausanne lebt und den Nachlass des Vaters pflegt.

Simenon sah die Krimis als Übergang von der Trivialliteratur zur hohen Literatur. Nachdem er Maigret 19 Mal ermitteln ließ, wollte er den Kommissar in den Ruhestand versetzen. Doch er wurde vom Erfolg seiner Figur überrollt und hat nach zwei Unterbrüchen mehr Maigret-Krimis geschrieben als je geplant. Am Herzen lagen ihm aber auch seine Romane, 193 sollen es bis zuletzt gewesen sein.

Simenon lebte ein unstetes Leben mit vielen Ortswechseln und komplizierten Familien- und Beziehungsverhältnissen. Die letzten 30 Jahre seines Lebens verbrachte er in der Schweizer Romandie, wo er 1989 in Lausanne starb.

Seit 2018 werden Simenons Werke auf Deutsch vom Kampa Verlag neu herausgegeben, nachdem sie 40 Jahre lang beim Diogenes beheimatet waren. Sie sind Teil des Diogenes-Bestandes im MoneyMuseum. Hier können sich Besucherinnen und Besucher kreuz und quer durch Simenons Maigret-Geschichten lesen – bis der letzte Fall gelöst ist!

– Ursula Kohler

FRIEDRICH GLAUSER
WACHTMEISTER STUDER (1936)

Jedes vierte Buch, das gekauft wird, ist ein Krimi. Eine erstaunlich hohe Zahl. Was ist es, was die Leserinnen und Leser an der Aufdeckung von Verbrechen fasziniert? Eine Spurensuche anhand Friedrich Glausers „Wachtmeister Studer“.

„Aber Schlumpfli“, sagt Wachtmeister Studer. Gerade noch konnte er den Hauptverdächtigen in einem Mordfall, Erwin Schlumpf, retten. Erhängen wollte er sich in seiner Gefängniszelle. Studer nimmt die Ermittlungen auf, wobei er einer der wenigen ist, die nicht an Schlumpfs Schuld glauben.

Die Zutaten für einen Krimi sind gegeben: Ein Verbrechen hat stattgefunden. Ein Verdächtiger ist vorhanden. Ein Kommissar ermittelt.

Die Geschichte führt uns in eine dörfliche Umgebung in den 1930er-Jahren. Ermordet wurde Kaufmann Wendelin Witschi aus Gerzensdorf. Mitten im Dorf, im Restaurant Rössli, nimmt Studer die Fährte auf. Bei jeder Begegnung mit einem Einwohner stellt sich die Frage: Ist er ein Opfer, Täter, Mitläufer oder Unbeteiligter? Der freundliche, behäbige Wachtmeister aus Bern stößt auf ein ebenso behäbiges, doch weniger freundliches Umfeld. Auch wenn der Täter schließlich gefunden wird, kann ihn Studer nicht festnehmen.

KRIMI-MIXTUR

Tat, Opfer, Täter/-in, Ermittler/-in: Die Zutaten werden mit jedem Krimi neu gemixt. Und im besten Fall mit Stimmungsbildern, psychologischen Momenten und Charakteren ergänzt: Kommt eine literarisch gestaltete Sprache hinzu, ist der Krimi ein Buch der hohen Kunst – und ein stark unterschätztes Genre. Ein gelungener Krimi bildet die Gesellschaft ab und nimmt Themen auf, die das lesende Publikum betreffen.

Friedrich Glauser ist das gelungen. Mit Wachtmeister Studer hat er eine eindrückliche Figur geschaffen, die nach eigenen Worten Simenons Maigret nachgebildet ist. Studer reiht sich in eine Reihe von weiteren Protagonisten wie Sherlock Holmes oder Miss Marple ein und nimmt zukünftige Figuren wie Kurt Wallander oder Commissario Brunetti vorweg.

AUS SICHERER DISTANZ

Ein Krimi liest sich garantiert besser, wenn man wohlig auf einem sicheren Sofa sitzt. Auch dann gibt es Grenzen der geduldeten Gewaltdarstellung, die bei einzelnen Menschen verschieden verlaufen. In einem guten Krimi geht es nicht nur darum, einen Fall zu lösen, sondern auch Menschen in ihrer ganzen Bandbreite darzustellen. Deswegen ist die Trennlinie zum Roman fließend. Das zeigen gerade nordische Autoren wie Henning Mankell oder Håkan Nesser, deren Geschichten atmosphärisch und psychologisch überzeugen.

Im deutschsprachigen Raum gilt Friedrich Glauser als Wegbereiter für den Krimi – für den guten Krimi. Er spielt mit den psychologischen und atmosphärischen Elementen.

Glauser, der morphinsüchtige, in zahlreichen psychiatrischen Kliniken stationierte Autor, der mit 42 Jahren stirbt, kennt viele Facetten des Lebens. Wie sagte er einst, was die Menschen um jeden Preis zu vermeiden versuchen? „Als jener arme Hund dazustehen, der jeder von uns nun einmal ist." So verwundert es nicht, dass die Trennlinie zwischen gut und böse in Glausers Krimis verschwommen ist. Was, wenn ich mich als Leserin dabei ertappe, dass ich mich auch mit dem Täter identifizieren kann? Von der kuschligen Sofaecke aus natürlich.

– Ursula Kohler

LUKREZ
VON DER NATUR DER DINGE

„Der Tod geht uns nichts an. Das Leben schon.“ Was wäre geschehen, wenn unser Gesundheitsminister im März 2020 mit diesen Worten vor die Medien getreten wäre? Wenn er der Schweizer Bevölkerung erklärt hätte, dass ein neuartiges Virus vielen Menschen den Tod bringen würde, und uns aufgefordert hätte, Mitgefühl zu zeigen, die Kranken zu pflegen und Hilfe zu leisten, ohne den Tod zu fürchten? Er hätte damit seine politische Karriere schlagartig beendet. Diese Worte stammen denn auch nicht von einem Politiker, sondern vom Übersetzer Klaus Binder, der damit das poetische Lehrgedicht *„De Rerum Natura – Über die Natur der Dinge“* auf den Punkt bringt.

„Über die Natur der Dinge“ ist vor rund 2000 Jahren entstanden, vieles ist nicht für unsere Zeit geschrieben. Damals war die Pest eine Naturkatastrophe, der nicht zu entrinnen war. Wir wissen heute mehr über Seuchen als die Menschen damals. Trotzdem können wir heute von diesem Text lernen.

Um 60 v. u. Z. richtet sich der Römer Titus Lucretius Carus (Lukrez) voller Elan an Gaius Memmius, der aus einer angesehenen Adelsfamilie stammte und gerade politisch Karriere machte. Er schwärmt von Epikur, seinem griechischen Lehrer und Vorbild, und versucht Memmius von dessen Lehre zu überzeugen:

Lukrez – Über die Natur der Dinge. In deutsche Prosa übertragen und kommentiert von Klaus Binder. Erschienen bei Galiani Berlin, 2. Auflage 2015

„So möge mir durch meine Verse gelingen, dich, deinen wachen Geist zu fesseln, bis du die Natur der Dinge im Ganzen erfasst hast und für dich selbst den Nutzen unserer Lehre spürst."

Lukrez beginnt mit einer Hymne auf die immer wieder neu erwachende, von Leben strotzende Natur, den Freuden, die sie mit sich bringt, und spannt den Bogen bis zu den Schrecken einer Seuche, die die Menschen aufs Schrecklichste leiden und sterben lässt. Dazwischen lässt er die Welt aus kleinsten Urelementen entstehen und wieder vergehen. Er zeigt aufs Genaueste, wie dies möglich ist, und geht dabei konsequent von den menschlichen Sinnen aus. Sie bilden das Fundament, auf das er baut, und geben den nötigen Halt:
„Denn nicht nur alles Denken bricht zusammen, wenn du nicht wagst, den Sinnen zu trauen, sofort auch alles Leben."

Er beobachtet, nimmt wahr und konstruiert Gedankenexperimente aus dem, was er sieht. Selbst die Urelemente, die unsichtbaren allerkleinsten Teile, sind für ihn sinnlich vorstellbar:

„Sieh nur genau hin, wenn die Sonne in einen dunklen Raum zu dringen vermag und ihr Licht in einzelnen Strahlen durch diesen sendet: Viele winzige Stäubchen wirst du sehen, wie sie sich im leeren, vom Licht hellen Raum auf vielerlei Weise mischen: als lägen sie in endlosem Streit, kämpften miteinander, pausenlos, in immer neuen Verbänden, angetrieben zu immer neuer Verknüpfung und wieder Trennung. Dies mag dir eine Vorstellung davon geben, wie es sich verhält mit den Urelementen, die im leeren Raum in unaufhörlicher Bewegung begriffen sind. So kann dir alltäglich Kleines großes Geschehen vorstellbar machen, dich zu erstem Begreifen führen."

ES GIBT NUR KÖRPER UND LEERE, KEIN DRITTES

Die Welt von Lukrez ist eine körperliche, eine berührbare Welt, die aus einer unendlichen Zahl von Urelementen besteht, die sich fortwährend durch die unendliche Leere bewegen, dabei zusammenstoßen, sich verbinden, wieder lösen und neu verbinden. Diese Urelemente, Partikel oder Keime, wie sie Lukrez auch nennt, sind unvergänglich. Dabei setzt die Natur den Körpern das Leere als Grenze und umgekehrt macht die Natur die Körper zur Grenze der Leere. Allein durch diesen Wechsel wird das All unendlich. Würde eines der beiden, Körper und Leere, sich ins Unermessliche ausdehnen, es hätte kein Ding entstehen können. Denn *„nichts kann entstehen, ohne dass zuvor Partikel dazu angestoßen wurden, sich zu verbinden. Auch kann sich nichts wandeln, sofern sich nicht etwas verbunden hat.“* Und dieses Berühren und Berührt-Werden geschieht von allein aus der Eigenschaft der Urelemente heraus – ohne das Dazutun durch etwas Drittes, eingeschlossen die Götter. Die gibt es zwar in Lukrez‘ Vorstellung, doch leben diese in eigenen Sphären ohne Kontakt zu den Menschen, welche die Götter in ihrem paradiesischen Leben nur stören würden.

Lukrez betont sogar, dass sich die Urelemente ganz sicher nicht nach einem bewussten und vorausschauenden Plan zu ihrer eigenen Ordnung zusammengefunden haben. Er beschreibt ausführlich, wie es durch kleinste Abweichungen von der geraden Bahn der sich in unglaublicher Geschwindigkeit bewegenden Partikel dazu kam, *„dass unversehens Urelemente auf solch andere*

stießen, mit denen zusammen sie zu ersten Geweben großer Dinge wurden: das waren die Anfänge von Erde und Meer und Himmel und auch der Familien lebender Wesen“. Lukrez erzählt keine Schöpfungsgeschichte. Es gibt nur Körper und Leere, die aus sich heraus bestehen, immer bestanden haben und immer bestehen werden.

„So bleibt die Summe der Dinge fortwährend erhalten, und alle sterblichen Wesen leben durch wechselseitiges Geben und Nehmen. Manche Arten vermehren sich, andere werden weniger. In kurzen Spannen wechseln die Generationen lebender Dinge einander ab, wie Läufer reichen sie weiter die Fackel des Lebens.“
„Allein die kleine Abweichung der Urelemente vom lotrechten Fall, die weder bestimmt ist in Ort und Richtung noch nach der Zeit, in der sie erfolgt“, macht den Wandel möglich. Er nennt diese zufällige Abweichung *clinamen*, ohne sie gäbe es die Vielfalt der Dinge nicht, auch keinen freien Willen.

Selbst unser Geist und unsere Seele sind für Lukrez Körperteile wie andere auch. Wie das funktioniert, wie Körper, Geist und Seele zusammenwirken, lässt sich an seinem Beispiel des Gehens anschaulich nachvollziehen:
„Zuerst gelangen Bildchen des Geschehens in den Geist, reizen ihn, sie geben den Anstoß, wie ich zuvor erläutert habe. Jetzt erst kommt der Wille ins Spiel: Niemand kann irgendetwas beginnen, ohne dass der Geist zuvor gesehen hat, was er denn will. Was er voraussieht und bestimmt, ist als Bildchen im Geist gegenwärtig. Ist ihm der Anstoß gegeben und der Wunsch loszugehen in ihm erregt, dann gibt er diesen Anstoß weiter, indem er die Kraft der in Leib und allen Gliedern verteilten Seele weckt. Dies ist nicht weiter schwer zu erreichen, denn beide stehen ja in enger Verbindung, der Geist und die Seele. Diese nun wirkt ihrerseits auf den Leib, stößt ihn an, und so spürt, nach und nach, die gewichtige Masse den Anstoß und bewegt sich vorwärts.“

BERÜHREN UND BERÜHRT-WERDEN

Für Lukrez bedeutet „erkennen“ wortwörtlich „berühren“, ein über den Körper vermittelter Vorgang. Alles ist Natur, selbst das Denken und das, was es bewegt, die „Bildchen“ oder „Bilder“. Sinne und Sinnlichkeit machen den Stoffwechsel zwischen den Dingen möglich, aus dem sich das Wissen entfaltet. Lukrez denkt in der Natur, nicht über die Natur. Deshalb formuliert er auch keine Theorie über Wahrnehmung und Denken, losgelöst von deren Inhalten. In seinem Bericht über die Pest in Athen finden sich keine Todeszahlen und Statistiken, dafür eine umso genauere Beschreibung der erkrankten und sterbenden Menschen und deren Not.

Dies steht in völligem Gegensatz zu unserer Vorstellung, die seit Descartes Geltung hat: Materie ist eine tote Masse, die nur durch das Denken zum Leben erweckt wird – eine gespaltene Welt, eine durch das Denken beherrschte Welt, in der wir das gelebte Leben zusehends aus dem Blick verlieren. Es reicht uns zu wissen: er-fahren und be-greifen sind zweitrangig geworden. Damit fehlt uns immer öfter die eigene Erfahrung des „Grenzsteins“ in uns. Dieser liegt nach Lukrez genau dort, wo das Gleichgewicht von Leib, Seele und Geist, also unser Leben, gefährdet ist. Als Einzelne stehen wir im Austausch mit dem Ganzen der Natur. Gerät das durch unser Tun in Unordnung, werden auch wir unser Gleichgewicht nicht halten können. Gut leben heißt für Lukrez für Gleichgewicht sorgen.

DER TOD IST DAS ENDE DES FÜHLENS

Lukrez hat es uns erklärt, die Seele ist aus Urelementen zusammengesetzt und wird sich wieder in diese Urelemente auflösen, so wie es alle Dinge tun.
„Nicht endgültig zerstört der Tod: Die Urelemente der Dinge bleiben erhalten, nur deren Zusammenhalt löst er. Lässt auch, in dem er alles löst, alles sich mit allem neu verbinden, sorgt dafür, dass alle Dinge ihre Gestalt wechseln, neue Farben erhalten, empfinden können – und in kürzester Zeit ist alles neu erschaffen.“
Diese Vorstellung birgt Hoffnung und Schrecken zugleich. In kürzester Zeit ist alles neu erschaffen: neue Dinge, Farben, neue Gestalt, Empfindungen. Das Leben geht weiter. Doch ich werde nicht mehr sein! Was lässt mich daran erschrecken? Ist es das aufgeschobene, (noch) nicht gelebte Leben in einer Welt, in der ich in immer kürzeren Zeitintervallen über immer mehr Bescheid wissen sollte? Und mir dabei mein eigenes Wahrnehmen, mein Begreifen und Erfahren fremd geworden sind?

Beim Lesen der Verse bin ich eingetaucht in den Taumel und Tanz der Elemente, in eine Natur, die uns nichts vorenthält an Freudvollem und an Schrecklichem, und ich habe zu ahnen begonnen, dass ich als Einzelne zwar vergehe, als Natur jedoch unendlich bin. *„Es kann eben nicht aus allem alles werden, denn in jedem wirkt die jeweils eigene Kraft.“* Nur so entsteht die Vielfalt, die unsere Welt ausmacht, unsere Sinne erregt und unse-

ren Willen weckt, und „ich“ bin Teil davon – immer und ewig.

Lukrez ist mit seinem Gedicht angetreten, den Menschen die Angst vor dem Tod und vor der Strafe der Götter zu nehmen, indem er ihnen die Natur der Dinge erklärt. Er ist überzeugt, allein die Überwindung der Angst führe aus dem Bann des Schreckens – sei es die Furcht vor den Göttern oder vor unerklärlichen Naturphänomenen. Am Tod ändert das nichts. Aber es macht einen Unterschied, ob sich die Menschen dem Leid und dem Tod stellen und sich durch Mitfühlen und tätige Hilfe verbunden fühlen oder nicht. Wenn sie dem Glauben an die Götter verhaftet sind oder ein angstgetriebenes Leben führen, dann sind sie angesichts einer Katastrophe wie der Pest nicht in der Lage dazu.

„Darum sollte man Menschen gerade dann beobachten, wenn sie im Zweifel sind und in Gefahr: Was tun sie angesichts widriger Lebenslagen? Dann erst wird die Wahrheit hervorgetrieben aus der Tiefe der Brust, die Maske fällt, und zutage tritt der wahre Kern.“

Wenn wir gemäß unserer Natur leben, der der Grenzstein tief eingepflanzt ist, dann sind wir auf den Tod vorbereitet. Dann lernen wir sterben, indem wir leben. So die Botschaft von Lukrez. Sollte uns das gelingen, indem wir es mit all unseren Sinnen empfinden, ja dann würden wir unserem Gesundheitsminister zunicken, wenn er sagt:

„Der Tod geht uns nichts an. Das Leben schon.“

– Heidi Lehner

WIR UND DAS FREMDE
ELISABETH UND ICH

Als meine Uroma in ein neues Leben aufbrach, war sie 25 Jahre alt (1909–1920). Wie sie sich fühlte, als sie ihre Heimat mit nichts als einem kleinen Koffer zurückließ, um in das ihr unbekannte China aufzubrechen und dort einen deutschen Missionar zu heiraten, weiß ich nicht, ich habe sie nie kennengelernt. Und doch ist da ein Band, das uns verbindet – geknüpft durch ihre Worte, die ihr Leben festhalten, auch heute noch in Form zahlreicher von ihr verfasster Bücher. Eines davon, „Herbstblume", halte ich jetzt, 70 Jahre später, in meinen Händen. Ich bin 28 Jahre alt und eine Reisende. Auch ich schreibe, um die Welt einzuordnen und festzuhalten, wenn auch nur für einen kurzen Moment.

Dieses Band zwischen uns, es geht in beide Richtungen. Während meine Uroma christlich missionarisch im damals buddhistischen China tätig war, um ihre Lehre dort zu verbreiten, praktiziere ich inzwischen einen Buddhismus in Europa. Während meine Uroma sich mit den Chinesinnen anfreundete und ihre Sprache, Kultur und Art, das Leben zu meistern, kennenlernte – interessiere ich mich heute besonders für sie: die Frauen dieser Welt, ihre Art sich für sie einzusetzen, zu kämpfen, zu fühlen, zu sein. Und während meine Uroma ein interessantes Phänomen in den Bergdörfern chinesischer Provinzen beobachtete – die Verheißung des großen Geldes in der Ferne –, beschäftige ich mich heute mit den Auswirkungen unseres Geldsystems auf unser Denken und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen. Wir beobachten Ähnliches: Dort, wo Geld einzieht, bekommt es scheinbar „natürlich" und objektivierbar den höchsten Stellenwert, dirigiert, optimiert und kategorisiert Leben, Arbeit und Beziehungen. Geld in seiner derzeitigen Form wirkt gemeinschaftszersetzend. Geldbeziehungen, die in sich fragil und austauschbar sind, treten an die Stelle von eng geknüpften Gemeinschaften und Netzwerken. Besonders nachvollziehbar wird das an der Stelle, an der meine Uroma den Auszug chinesischer Bergbauern aus ihrem Dorf beschreibt. Sie lassen ihre Familien und ihre Feldarbeit zurück, um dem Ruf „des Geldes in die Ferne"

zu folgen. Gleichzeitig hielt eine bis dahin unbekannte Person Einzug in das Leben der ländlichen Bäuerinnen und Bauern: der Schuldherr. Herbstwolke, die junge Protagonistin in Oehlers Buch, „sah einen Herrn im langen Seidengewand auf ihr Haus zu kommen (...) Er komme ganz zufällig durch das Dorf und wolle dabei fragen, wie es ihrem Gemahl im Ausland gehe. Herbstwolke staunte, wie höflich der Herr war. Doch nach den glatten Phrasen wurde er deutlicher: 'Dein Gatte hat vierhundert Taler von meinem Pfandhaus entlehnt, und ich komme den fälligen Zins in Empfang zu nehmen.' 'Das fällige Gewinngeld?', rief Herbstwolke erschrocken, 'ich dachte, er habe dir von jener Hafenstadt aus Geld geschickt!' 'Geld geschickt?', tat der Herr verächtlich, 'mir Geld geschickt? Nur dir hat er zu Anfang vierzig Taler gesandt und nachher einmal fünfzig.' Herbstwolke heftete ihre Augen mehr als erstaunt auf ihren Sprecher. 'Fünfzig Taler? von diesen weiß ich nichts.' 'Wohl möglich!', gab der andere zurück, 'denn diese fünfzig habe ich glücklicherweise gleich auf der Bank abgefangen, ehe sie in deine Hände fielen (...) aber es fehlt noch viel (...). Wenn du nicht bald diesen Zins abbezahlst, so werde ich euch das Haus pfänden müssen, da eure Aecker schon so stark verschuldet sind!' Dieser Besuch war ein Schock für die junge Herbstwolke, die bis dato mit ihren Kindern und den Brüdern ihres Mannes und deren Familien als Großfamilie in dem Hause ihrer Schwiegereltern zusammenlebte. 'Herr, du weißt', sagte sie, 'dass wir ehrliche einfache Bauersleut sind, die außer der Zeit kein Geld herbeischaffen können. Was auf dem Reisfeld wächst, ist gerade genug, um die großen und kleinen Mäuler satt zu machen (...) warte, bis mein Gemahl aus der fremden Hafenstadt Geld schickt.' Der Herr mit dem glatt gestrichenen, fett geölten Haar lächelte überlegen: 'Gute Gevatterin, so reden alle Leute, die mir Geld schulden. Unsereiner hat viel zu viel Herz mit den Schuldnern, die nicht zahlen wollen.'" Von dieser Schuldenlast sollte sich jene familiäre Gemeinschaft in dem chinesischen Bergdorf, in dem meine Uroma ebenfalls lebte, nicht mehr erholen. Arbeiteten sie zuvor gemeinsam auf dem Reisfeld und kochten abends über dem Feuer in der Mitte des Hauses den Abendreis für alle, so entschied der Bruder des ausgezogenen Gemahls nun, dass seine Kernfamilie nichts mit der Schuldenlast durch den Wucherzins des Kredits zu tun haben wolle. Er veranlasste eine Trennung sowohl der Arbeit auf dem Felde als auch des Hauses in zwei separate Haushalte. Von da an wurden zwei Feuer entfacht, zwei Reismahlzeiten gekocht und

zwei Felder bewirtschaftet. Die zuvor familiäre Gemeinschaft war durch den Einzug des Geldes und damit des Schuldherren in zwei Teile zerbrochen. Zusätzlich zur harten täglichen Subsistenzwirtschaft auf dem Felde war nun eine existenzielle Sorge und neue Abhängigkeit hinzugekommen: Schulden. Herbstwolke wartete von diesem Moment an darauf, dass genug Geld aus dem Ausland käme, um die ungekannte Schuld zu begleichen, da sonst Haus und Äcker verpfändet und somit ihre Lebensgrundlagen zerstört werden würden. Und warum das alles? Weil das Geld verheißungsvoll zu versprechen schien, mehr Geld zu werden, wenn man nur seinem Ruf folgte. Doch, so schildert meine Uroma eindrücklich, selbst wenn das ersehnte „große" Geld aus der Ferne einmal eintreffen sollte – wie im Falle von Herbstwolkes ebenfalls verlassener Nachbarin, brachte es nicht unbedingt das ersehnte Glück: „Was hilft ein schönes Haus, wenn man so einsam ist und keine andere Gesellschaft hat als den Hund und das Schwein hinter der Tür!", klagte diese. „Und ich dachte, du lebst wie eine Blume hier in diesem schönen, großen Haus", erwiderte Herbstblume nachdenklich. Jahre vergebenen Wartens auf sowohl den Geliebten als auch das große Geld gingen ins Land, bis meine Uroma wieder nach Europa abreiste. Die Parallelen, die sie vor Jahrzehnten in einem chinesischen Bergdorf miterlebte und schilderte, treffen genau meine eher theoretischen Beobachtungen über die Parallelen zwischen Einsamkeit und vermeintlicher Sicherheit durch den Besitz von Geld. Um an Geld zu kommen, muss meist ein Großteil der eigenen Zeit zum Geldverdienen aufgewendet werden. So kommt es zu einer Schwächung (familiärer) Gemeinschaftsstrukturen zu Gunsten von scheinbar individuellen Schicksalen und Lebensführungen im globalen Kapitalismus.

Die präzisen und einfühlsamen Schilderungen der Lebensführung chinesischer Frauen und deren mutiger Umgang mit Schicksalsschlägen verdeutlichen, dass meine Uroma dem ihr bis dato „fremden" Land sehr emphatisch begegnet ist. In ihrem Buch „Wie mir die Chinesen Freunde wurden" wird deutlich, dass Empathie Zeit und Begegnung braucht, gerade, wenn unterschiedliche Kulturen, Menschen und Lebensweisen zusammentreffen. Unsere Welt braucht daher gerade mehr Empathie denn je. Auch, oder gerade weil sich Zeit nehmen, sich berührbar und verletzlich machen und sich wahrlich begegnen gegensätzlich zu der (jetzigen) Geldlogik verhält.

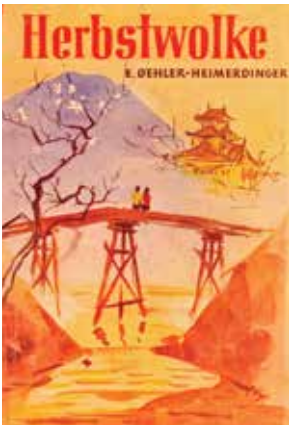
– Lisa Oehler

DER TOD IM LEBEN
DAS BUNTE SEELENHAUS

Ich denke häufig an den Tod, in den letzten Tagen. Ich denke an ihn, wenn ich im Wald mit aller Kraft Blütenknospen austreiben sehe, hellgrün, unbeirrbar, lebensstrotzend. Ich denke an ihn, wenn ich in den Medien wieder Einschätzungen zur Lage der Corona-Pandemie höre.

Ich denke an ihn, wenn ich Menschen im Vorbeigehen sagen höre: „Es ist doch gut für das Sozialsystem, wenn jetzt endlich mal ein paar alte Menschen sterben." Ich denke an ihn, wenn ich meinen Opa am Ohr habe und er fragt: „Wann kommst du mich endlich besuchen? Es ist so still hier." Und ich versuche, Zusammenhänge herzustellen.

Es ist nicht leicht, über den Tod zu schreiben, da er zugleich unmittelbar und unabänderlich Teil meiner ganz individuellen Lebensgeschichte ist und sein wird und zugleich eine allumfassende, kollektive Dimension einnimmt: Welches Leben wird als lebbar angesehen und welcher Tod – im Umkehrschluss – als betrauerbar? Sich diese Frage zu stellen und sie mit strukturellen gesellschaftspolitischen Machtungleichheiten in Verbindung zu bringen, erscheint mir nicht nur in Krisenzeiten wie dieser unabdingbar und gleichzeitig viel zu selten der Fall zu sein. Ist es heikel, über den Tod zu schreiben, ja überhaupt über ihn nachzudenken? Oder ist das bereits ein Hinweis auf den Umgang, den wir in unserer Gesellschaft mit dem Tod haben oder eben gerade nicht haben? Ich stutze und frage sie: meine verstorbene Urgroßmutter, durch ihre Gedanken, die sie in Form von Büchern hinterlassen hat. In ihren Schilderungen des bäuerlichen Lebens im China des 19. Jahrhunderts (1909–1920) finde ich immer wieder Auseinandersetzungen mit dem Tod,



wie dieses Erleben der Protagonistin Herbstblume mit ihrem Vater im gleichnamigen Buch:

In diesem Frühjahr war es, dass der Vater eines Morgens nicht aufstand (...): Da beschloss sie einen (...) berühmten Arzt zu holen und beschwor ihn, bei ihr im Haus zu wohnen (...) Am Morgen fand sie das Bett, in dem der Arzt geschlafen hatte, leer. Jetzt wusste sie, woran sie war. „Ja, Schwägerin", sagte die Nachbarin, die nach dem Morgen-

reis ins Haus gelaufen kam (...), „so ist das jetzt, und du wirst gut tun, deinen Kranken auf den Boden zu betten, damit sein Leib den Weg zur Mutter Erde findet und ich werde dir helfen." Und die Frauen trugen ein paar Büschel Brenngras her und einen Bund Stroh und machten auf dem Boden der Halle ein Lager zurecht und hingen den Bettvorhang darüber auf, damit Fliegen und Mücken den Mann nicht belästigten (...) Sie legten ihn mit dem Gesicht dem Lichthof und der offenen Haustür zu, damit sein Geist beim Verlassen des Leibes rasch den Ausweg fände und nicht im Haus umherirren müsste (...) „Wir müssen ihm die Totenkleider anziehen (...) es ist nicht mehr viel Atem in ihm (...)", sagte eine der Nachbarinnen. Er lag da wie zu einem großen Fest gekleidet (...). Plötzlich verstummten die Stimmen der Frauen, ein Röcheln wurde hörbar und dann ein leises Rasseln: der Atem war dem Sterbenden aus dem Mund gefahren. In diesem Augenblick waren alle Nachbarinnen und Basen in Klageweiber verwandelt (...) Das plötzliche Heulen dieser Frauen lockte noch die ganze Gasse herein, und diese Neuhereingekommenen halfen mit ihren noch unverbrauchten Stimmen den anderen bei der Totenklage. (...) Am anderen Morgen trugen acht junge Burschen den Sarg auf den Grasberg der Familie (...) In der Halle des Hauses (...) stand jetzt das meterhohe Seelenhaus aus Bambus und Papier, das bunte, spielzeughafte Gebilde, das den Toten ins Jenseits nachgeschickt werden sollte. Die Frau und das Mädchen hatten zuvor ein paar Scheffel Reiskörner auf der Steinmühle zu Mehl zermahlen und es mit braunem Zucker zu kleinen klebrigen Kuchen gedämpft (...) Kaum war das geschehen, als schon eine Base zur Tür hereinstürmte, um nach den Frauen zu sehen – in solchen Wochen sahen die Frauen fleißig nach einander – und die rot bestickten Kuchen entdeckte. (...) Kaum war sie zur Türe hinaus, so kamen, wie gerufen, alle, die irgendwie beim Tod des Mannes mitgeholfen oder mitgeheult und geklagt hatten, um sich eine Glücksnadel aus dem braunen Kuchen zu holen. Hundert Tage nach dem Tod des Mannes kamen die bestellten Buddhistenmönche (...), schlugen Gong und Trommel (...) und verbrannten (...) am Bachufer das bunte Seelenhaus (...) und zuletzt das Boot mit den zwei Augen am Bug, die den Weg weisen sollten über den Strom des Schattenreichs.

Durch diese Schilderungen wurde mir bewusst, wie unterschiedlich mit dem Tod umgegangen werden kann. In den chinesischen Bergdörfern jener Zeit schien der Tod nichts Externes oder gar Vermeidbares zu sein, sondern vielmehr

ein unabdingbarer Bestandteil des Lebens, das erst durch ihn einen natürlichen Kreislauf formt. Zwar wurde in Herbstblumes Familie auch ein Arzt gerufen und somit nicht leichtfertig mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung des Vaters umgegangen, aber es glich eher einer Frage nach dem Stand der Zeitlichkeit seines Lebens als einem Kampf um dessen unbedingten Erhalt. Als der Arzt nachts wieder aufbrach, war klar: Der Tod klopft an die Tür. Er wurde hereingebeten und mit ihm die Menschen des Dorfes, denn gestorben wurde offensichtlich nicht alleine. Vielmehr passierte es dort, wo sonst geboren, gegessen, gefeiert, geweint und eben auch weggegangen wurde: in der Mitte des Hauses. Dies schien so selbstverständlich zu sein, dass die Frauen bereits ritualisiert wussten, was am Anfang wie am Ende eines Lebens zu tun ist. Mit Hingabe und vor allem mit Zeit – 100 Tage ging der Sterbe- und Trauerprozess – bekam der Tod so einen festen Platz im (Dorf-)Leben.

Während ich diese Zeilen schreibe, erfahre ich, dass die Tochter meiner Urgroßmutter im Sterben liegt. Ich kann nicht zu ihr, aufgrund der isolierenden Schutzmaßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Ihr nahender Tod ist somit kaum merklich, er passiert hinter verschlossenen Türen, in extra dafür eingerichteten Gebäuden mit dem Namen „Krankenhaus“. Der Tod wird hier nicht hineingebeten, sondern eher festgestellt, eingetragen und abgehakt. Für mehr ist auch keine Zeit. Außerhalb der Krankenhäuser und Hospize wird nicht mit dem Tod, sondern eher gegen ihn gelebt, er wird verdrängt oder zu besiegen versucht. Somit erscheint der Tod für mich nicht mehr als sichtbarer Teil des Lebenskreislaufes, sondern ganz im Gegenteil als etwas Abstraktes, Beängstigendes und weit weg Erscheinendes. Zumindest war dies vor der Corona-Pandemie der Fall. Inzwischen wird der Tod zwar indirekt konstant medial und politisch thematisiert, aber nie konkret angesprochen. Was bedeutet der Tod für mich? Was machen die Isolierungsmaßnahmen mit den Schwellenerlebnissen von Geburt als Lebensanfang und Tod als dessen Ende? Wie kann der Tod wieder in unsere Mitte genommen werden? Und die Trauer über die Bedingtheit des Lebens ein Gegenstück zu der Lebensfreude im Jetzt bilden? Ich wünsche mir und uns als Gesellschaft den Mut, diese Fragen zu stellen. Meine Großtante, die durch diese Zeilen zusammen mit meiner bereits verstorbenen Urgroßmutter und mir ein Zelt über drei Generationen aufspannt, ist gerade an der Schwelle. Von meiner Urgroßmutter habe

ich viel über das Leben und somit den Tod gelesen, meine Großtante habe ich noch zu ihm befragen können und vernommen, dass sie bereit ist, mit ihm zu gehen – und ich als jüngstes Glied lasse mich davon anregen, hinzusehen und wahrzunehmen. Und vor allem einfach da zu sein, an der Schwelle. Es ist dadurch fast ein bisschen so, als ob wir drei zusammen ein Seelenhaus bauen würden, bunt, lebendig und unbesiegbar. Wenn auch auf eine andere Weise.

– Lisa Oehler

GOLDREGEN
ÜBER DAS MENSCHLICHE

Ich sehne mich nach ihm, dem Schneiderhannes von Denkendorf. Ich habe ihn nie persönlich gekannt, meine Urgroßmutter schon. Sie hat sein Leben und Wirken in einem kleinen schwäbischen Dorf in ihrem Buch „Goldregen" beschrieben. Gerade in Zeiten wie denen der Corona-Pandemie, bei der die Komplexität und Unsicherheit mich taumeln lassen, sehne ich mich nach einem weisen Menschen, einer Anlaufstelle. „Mer geht halt zum Johannes!", hieß es in jeder heiklen Lage; und der Johannes verstand auch einen jeden. Stets war seine Türe angelehnt, auf seinem Küchentisch am Rande des Dorfes standen ein leeres Glas, etwas Brot und Platz für Gedanken, nur für den Fall. Hereingebeten wurden alle, die kamen, um Rat zu suchen, eine Entscheidung zu treffen oder auch nur, um sich im Nicht-Wissen bei einer Tasse Tee aufgehoben zu fühlen. Ich sehe mich und die Welt um mich herum durch die Corona-Pandemie gerade in einer sehr heiklen Lage. Was passiert nun aber, wenn ich auf Grund von isolierenden Schutzmaßnahmen nicht mehr ausschwärmen kann, um andere Menschen mit ihrer Lebenserfahrung zu treffen?

Es findet eine Verschiebung des öffentlichen Raumes statt – weg vom physischen und hin zum virtuellen. Online kann ich mich informieren, vernetzen, austauschen. Allerdings folgt dieser Raum anderen infrastrukturellen Bedingtheiten. So ist es hier eher möglich, seine Mitwelt nach selektiven und exklusiven Kriterien auszusuchen. In wenigen Sekunden kann ich an-, ab- oder umschalten. Was ich gehört habe, bleibt jedoch. Auch wenn es keine wirkliche Begegnung mit offenem Austausch zwischen mir und der Nachrichtensprecherin war. Und auch kein Aushalten von Dissonanz zwischen mir und dem anderen Chatnutzer, der sich in rasantem Tempo gegen das eben Geteilte positioniert. Mir wird klar: Um im virtuellen Raum sichtbar zu sein, muss ich aktiv erscheinen und mich äußern, indem ich etwas sage oder schreibe. Selbst in virtuellen Gruppen-Räumen, wie beispielsweise Zoom, rutscht das Bild meines Gesichtes aus der angezeigten Leiste, wenn ich nichts sage. Zudem muss ich mich registrieren oder gar eingeladen werden, um online partizipieren zu können. Dies steht – und das wird mir erst beim Lesen der Betrachtungen meiner Urgroßmutter deutlich – in starkem Kontrast zu dem Quietschen einer Türe, bei der ich nicht weiß, wer dahinter steht. Die aber in jedem Falle offen ist:

„Beim Johannes wurde es jedem wohl. Da fragte eins um Rat, (...) Nachbarn trugen

ihm ihre Sorgen und ihre Herzensnot zu, Hungrige aßen sich satt an seinem Tisch. Sein Herz spürte heraus, wo eins litt oder darbte (...). Lieber trug er einen Menschen in übergroßer Geduld, als dass er ihn ausschloss. Zurückgesetzte Menschen, gemaßregelte (...) fanden bei ihm ein Ohr. (...) Er hat sich gern einen Tadel gefallen lassen von Brüdern, die glaubten, er gehe zu weit, wenn er auch solche aufnahm, die von der Gemeinschaft ihres eigenen Dorfes ausgeschlossen waren."

Hier wird eine emphatische und nicht verurteilende Gastfreundschaft beschrieben, die auch die Menschen an die Küchentische dieser Welt rief, die sich sonst vielleicht zurückgezogen hätten und in ihrer Haltung verhärtet wären. Diese bedingungslose Offenheit lässt sich jedoch nicht unbedingt mit (finanziellen) Eigeninteressen sozialer Medien und konstruierten Logarithmen in Einklang bringen. Denn unser Zusammenleben auf dieser Erde zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass wir nicht bestimmen können, mit wem wir zu welcher Zeit koexistieren. Es ist also gerade dieses unfreiwillige Zusammenkommen mit anderen, gewissermaßen ein Der-Welt-ausgesetzt-Sein, was ich als unbedingten Bestandteil des rohen Lebens ansehe. Diese Zufälligkeit und konsequente Schutzlosigkeit, mit der ich mich und meinen Körper als Essenz meiner Lebendigkeit allem um mich herum aussetze, sobald ich in die Welt hinaustrete, wird im virtuellen Raum unwirklich. Was geht mich schon diese eine Nutzerin an, die sich zu dem äußert, was auch mich beschäftigt, deren Gesicht ich aber nie gesehen habe, deren Körper ich nie ertastet, deren Geruch mir nie in der Nase lag und deren Unsicherheit oder Zögern, deren Überschwang oder Genuss mir fremd bleiben? Was passiert, wenn gerade in komplexen Krisensituationen das Nichtwissen oder das Aushalten von Unsicherheit und Dissonanz nicht verkörpert werden können? Ich gehe online und beobachte rasante Beurteilungen von unabsehbaren Situationen, Kategorisierungen von Menschen und deren Leben und nicht selten Verabsolutierungen.

Dabei steht außer Frage, dass der virtuelle Raum gerade in Zeiten physischer Ausgangsbeschränkungen ein Sich-Versammeln überhaupt erst ermöglicht. Einen Küchentisch mit dampfendem Essen und einer Flasche Wein, um den sich die verschiedensten Menschen scharen und sich gegenseitig (aus-)halten, ersetzt er meines Erachtens jedoch nicht. Gerade dadurch entbehrt der virtuelle Raum allzu schnell genau das, was am Küchentisch offenbar wird – das Menschliche.

So ist es oft viel leichter, nach außen eine gewisse Haltung zu vertreten, sich vielleicht sogar damit zu brüsten oder gar anders Denkende online zu verurteilen, als tatsächlich danach zu handeln und seine Haltung im Alltag zu verkörpern. Gerade dann, wenn niemand hinschaut, wenn sich das eigene Handeln nicht posten und kollektiv anerkennen und verwerten lässt. Daher würde ich ihn gerne antreten, den Weg zu den Menschen, die sich in herausfordernden Zeiten für ein Miteinander statt ein denunzierendes Gegeneinander entscheiden. Oder wie Johannes es sagen würde: „Geht heraus aus eurem engen Kreis!“

– Lisa Oehler

ÜBER DIE AUTORINNEN

Ursula Kampmann, Dr. phil.

Ursula Kampmann, 1964, studierte Geschichte, Numismatik und Archäologie an den Universitäten München und Saarbrücken. Heute ist sie eine der international bekanntesten Autorinnen im numismatischen Bereich und Geschäftsführerin der internationalen Fachzeitschrift Münzen-Woche/CoinsWeekly. Im MoneyMuseum ist Ursula Kampmann zuständig für die bibliophile Buchsammlung, für bookophile.com und konzipiert Ausstellungen.

Heidi Lehner, Geschäftsführerin

Heidi Lehner, 1959, studierte in Zürich und Hongkong Sinologie. Sie bildete sich im Bereich Management von KMU an der Hochschule St. Gallen weiter. Heidi Lehner ist Geschäftsführerin der Sunflower Foundation und setzt sich mit den Zusammenhängen zwischen Geld und Gesellschaft sowie Fragen des gesellschaftlichen Wandels auseinander.

Ursula Kohler, lic. phil.

Ursula Kohler, 1961, studierte nach einer Ausbildung und Tätigkeit im Sozialbereich an der Universität Zürich Philosophie und Germanistik. Sie arbeitet als Redaktorin, Produzentin und Lektorin. Innerhalb der Sunflower Foundation ist Ursula Kohler für die Publikationen des Conzett Verlags verantwortlich. Donnerstags empfängt sie Besucherinnen und Besucher im MoneyMuseum und bietet Führungen an.

Lisa Oehler, Nachhaltigkeitswissenschaftlerin (Ma)

Lisa Saruj Oehler, 1991, Kulturmanagerin (Ba) und Nachhaltigkeitswissenschaftlerin (Ma), verbindet diese beiden Felder durch künstlerische Formate wie Kurzfilme, Salons und essayistische Ausführungen. Die Brücke zwischen wissenschaftlicher und unmittelbar erfahrbarer Auseinandersetzung mit der Welt und ihren Phänomenen wird durch eine Ausbildung zur Körpertherapeutin abgerundet. Seit 2019 arbeitet sie freitags im MoneyMuseum und bietet hier unter anderem Führungen an.

www.bookophile.com

Ein gemeinsames Projekt der
Sunflower Foundation und des
Teams der **MünzenWoche**
Bücher aus der Sammlung **MoneyMuseum**

Gestaltung & Umsetzung - Leitsinn GmbH - leitsinn.de